Der

Pauken-Doctor, die Brüder

und

der Exorcismusstreit.

Drei Erzählungen für die erwachsene Jugend

von

Gustav Nieritz.

Mit vielen Holzschnitten.

Leipzig,
Georg Wigands Verlag.
1842.

Der

Pauken-Doctor.

Eine geſchichtliche Perſon des 18. Jahrhunderts.

„Gewehr' raus!" rief die Schildwache am Blockhause zu Neustadt-Dresden und schellte hierauf aus Leibeskräften, so daß Officier und Soldaten eiligst aus ihren Wachstuben gesprungen kamen. Die Mannschaft trat in's Gewehr; der Officier ging zur Schildwache hin, von deren Schildhäuschen aus man einen Theil der Elbbrücke übersehen kann, und fragte, den Hals verlängernd: „Was giebt's, Karich?"

„Die Bäcker ziehen aus, Herr Lieutenant! —" war die Antwort — „Eben kommen sie über die Brücke daher."

Ein unermeßlicher Knaul Neugieriger umgab, trotz der heftigen Decemberkälte, den Festzug der Nahrungskünstler und wälzte sich mit demselben näher und näher. Vor dem lauten Gesumme vernahm man kaum die Klänge der rauschenden Janitschaarenmusik, welche freilich damals noch etwas unbeholfen war und erst durch die französischen Kriege auf ihre gegenwärtige Höhe oder — Tiefe gebracht worden ist. Unstreitig um der schulternden Mannschaft der Hauptwache einige Aufmerksamkeit zu beweisen, machte der ansehnliche Zug vor dem Blockhause Halt, bildete einen weiten Kreis und begann hierauf seine Künste zu zeigen, welche noch aus dem Mittelalter, wo jeder Bürger auch ein Burgvertheidiger war, her-

stammten. Demnach gab es hier Proben aus dem Nähr- wie aus dem Wehrstande. Zu ersterem gehörte ein riesiges Gebäck, ein Großvater aller Butterzöpfe, welcher, fast 12 Fuß lang, auf einem breiten Brete ruhete und von eben so vielen Bäckergesellen getragen wurde. Er war für den Landesvater bestimmt und die Ueberreichung desselben der jedesmalige Schluß des ganzen Festes. An bunten Fahnen und Fahnenschwenkern fehlte es auch nicht, welche ihre Fertigkeit zeigten, indem sie die bewimpelten Stangen bald tief, bald hoch schwenkten, in die Höhe warfen, auffingen, balancirten und andere Kurzweil damit trieben. Nach ihnen zeigten sich die Klopffechter in kurzen, rothen Hosen, weißen, weiten Oberhemden, Stulpstiefeln und Schnallenschuhen, den runden Bürgerhut auf dem Haupte. Paarweise forderten sie einander heraus zum Kampfe, der, obschon geräuschvoll, doch unschädlich mit den geraden, langen Hiebern ausgefochten wurde. Nicht so gut kamen die Citronen weg, welche von den Fechtern emporgeworfen und mit den Spitzen der Klingen aufgespießt wurden. Es versteht sich von selbst, daß jeder ge- oder mißlungene Stich und Hieb ein schmetterndes Jubelgeschrei der Jugend zur Folge hatte, an welcher Dresden schon im vorigen Jahrhunderte reich gesegnet war.

Zu dem wachhabenden Lieutenant, welcher mit gesenkter Degenspitze in nachlässiger Stellung vor seiner Mannschaft stand, trat ein anderer Offizier. „Nun, Wackewitz —“ hob er höhnend an — „wie gefällt dir der Witz dieser neumodischen Rittersleute? — Klingt es nicht, als ob ein paar rufige Torfstürzen mit einander handgemein wären?“

„Schon längst habe ich die Alfanzerei zu allen Teufeln gewünscht, —“ versetzte der Lieutenant — „die mich aus der warmen Wachstube in die

bittere Kälte treibt. Wenn doch dieſe Klopf-Fechter blieben, wohin ſie gehören — vor das Backofenloch! Ha! ich wollte ihnen mit meiner Klinge auf den Hemdenleib pochen, daß ſie ſchnell wieder in ihre Eſelshaut fahren ſollten. Ich begreife nur nicht, wie ſie in der Kälte noch ein Glied rühren können."

„Das macht, —" ſprach der Andere — „daß ſie heute, ſtatt Waſſer, Spiritus auf das Mehl gegoſſen haben. Siehſt du nicht den heißen Branntweindunſt von ihnen aufſteigen?"

Indem Wackewitz darüber eine laute Lache aufſchlug, fühlte er unſanft ſeinen Hut vom Kopfe geworfen.

„Alle Wetter! was heißt das?" rief der Edelmann betroffen.

Auf eine ſecundenlange Stille ertönte ein um ſo lauteres Gelächter von Seiten des ganzen Volkshaufens, der gar kein Ende nehmen wollte.

Indem ſich der Officier nach ſeinem Hute bückte, erſah er auch die Kugel, welche jenen herabgeſchoſſen hatte — eine gelbe Citrone! Zugleich riefen 6 Soldaten mit einem Munde: „Gnädiger Herr Lieutenant! der Lange dort iſt's geweſen!"

„Auf! arretirt den Schurken!" ſchrie Wackewitz, indem er ſeinen Hut in das zorngeröthete Geſicht drückte — „Patrouille vor! Gefreiter Hamann, raſch!"

„Er hat nichts dafür gekonnt!" rief der feindliche Chor entſchuldigend herüber — „die Citrone prallte ab, als ſie auf den Degen ſtieß —"

Vor Wuth ſprachlos winkte Wackewitz der aufmarſchirten Patrouille mit dem Degen zu, daß ſie gehen und thun ſollte, wie er geboten. Doch dieß war leichter befohlen als ausgeführt. Die Klopffechter nahmen ihren

gefährdeten Kameraden in die Mitte; die Fahnenschwenker deckten die Klopffechter mittels ihrer Fahnen zu; Hunderte von muthigen Bäckergesellen umzingelten wiederum diese, und das Volk endlich machte den Knoten unauflöslich, der sich, die lärmende Musikbande mit der schreienden Jugend an der Spitze und den Butterzopf gleich einem schützenden Mauerbrecher am Ende, unaufhaltsam rasche Bahn nach der Hauptstraße zu brach.

Vergebens versuchte der Gefreite mit seiner Patrouille den Eingang in die fliehende Masse zu erzwingen. Selbst die kleinen Katapulten der Gewehrkolben vermochten die lebende Menschenmauer nicht zu erschüttern. Nur Schimpf- und Drohreden ärndeten die Soldaten ein, deren Lage immer schwieriger wurde, indem bereits ihr kleines Centrum gesprengt war, dessen Glieder vereinzelt in dem Knaule herumwogten. Schon beorderte der racheschnaubende Wackewitz eine zweite Patrouille, der ersten zu Hülfe zu kommen, als die Stimme des Gouverneurs, die aus der bel Etage herab ertönte, weitere Thätlichkeiten untersagte, ihm aber auch zugleich eine glänzende Genugthuung verhieß.

Die Fenster der Bäckerherberge in der Neustädter Allee glänzten von festlicher Beleuchtung in die stille, kalte Januar-Nacht hinein. Die Allee lag wie ausgestorben. Desto lauter ging's oben zu, wo ein Festmahl und Ball das willkommen geheißene Ende des Bäckerauszuges war. Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten, und dazwischen hinein erscholl das Jubelgeschrei der Trinker und Tänzer, daß es lustig unten widerhallte. Dem schimpfrenden Officiere zum Trotz schwenkten sich die verlästerter Bäckerge-

ſellen mit ihren jugendlichen Tänzerinnen leicht und angenehm herum, und wenn ja irgendwo eine leiſe Spur des ehrſamen Bäckerhandwerks ſich blicken ließ, ſo war dieß einzig und allein der Puder in den friſirten Haaren der Tänzer wie ihrer Schönen. Eben traten hundert Paare zur Polonaiſe

an, die jetzt von den Muſikern angeſtimmt wurde. Die lange Reihe eröffnete ein Paar, wovon der Herr einen Kleinmeiſter der damaligen Zeit vorſtellte. Im pfirſichblüthnen, breitgeſtickten Seidenkleide, die Beinkleider und die Weſte mit den breiten Taſchen von demſelben Stoffe, mit weißſeidenen Strümpfen und blitzenden Steinſchnallen auf den Schuhen, hoher Friſur, anſehnlichem Buſenſtreifen und Manſchetten, ſchien er ſchwerlich zu der Klaſſe der Mehlkünſtler zu gehören, was zur Gewißheit wurde, ſahe

man den ſchwarzſeidenen Haarbeutel auf dem Rücken und den kurzen Degen mit dem Porzellangriffe an der Seite des Stutzers. Derſelbe war nicht mehr jung, konnte gegen 40 oder 42 Jahre zählen, beſaß dabei eine Körperfülle, wie ſie dieſen Jahren gerade gut ſteht, und ein ſchönes, regelmäßiges Geſicht, von derjenigen Röthe gefärbt, wie ſie bei Weintrinkern gefunden wird, bevor ſie als Kupfer Naſe und Wange deckt. Seine Tänzerin war eher noch älter als er und von ziemlich reizloſem Anſehen. Dafür hatte ſie ihren unſchönen Hals mit goldnen Ketten behangen, die Bruſt mit Perlenreihen geziert und die Finger vielfach beringt. Unſtreitig ſagte ihr der Modeherr angenehme Schmeicheleien, denn ein zufriedenes Lächeln verklärte ihre markirten Züge. Als die Reihe der Tanzenden gerade einen Knaul bildete, welcher an den Bäckerauszug erinnerte, entſtand an dem Eingange des Saales ein Lärm, der ſich erſt auf die ehrbaren Meiſter in den Nebenſtuben erſtreckte, welche theils der Weinflaſche, theils dem Bierkruge und dem Kartenſpiele zuſprachen.

„Wo iſt der Herbergsvater?“ hieß es von allen Seiten. „Ruft den Herbergsvater herbei!“

Noch verſchlang die Muſik und das Geräuſch der Tanzenden das Klirren der Gewehre, ſo wie das Aufſtoßen der Flintenkolben gegen die ſteinernen Schwellen der verſchiedenen Gemächer. Jetzt zeigte ſich der Herbergsvater, ein bejahrter Mann, deſſen biederes Anſehen durch eine, ihm zugleich als Kirchenvater zukommende, Perücke mit vielen Locken noch weit ehrwürdiger wurde. An ihn wendete ſich der Anführer der Patrouille, der ſich als den Gouvernements-Wachtmeiſter auswies.

„Meiſter! —“ hob er ſtreng an — „wie kann Er in ſeiner Herberge

gestatten, daß man sich bei der Musik der Pauken bediene? Ich sollte meinen, daß Er alt genug wäre, um zu wissen, was das Gesetz hierin vorschreibt. Dasselbe besagt aber, daß nur den Adeligen oder sonst den mit der Doctor-Würde graduirten Personen der Gebrauch der Pauken nachgelassen ist. Jetzt aber möchte gern jeder Hefenkloß und Backfisch vorgepaukt und trompetert haben. Da nun sicher kein Edelmann oder keine hochgelahrte Person Seine Herberge frequentiren wird: so untersage ich Ihm hiermit von Gouvernementswegen alles und jedes Gepauke, und geschähe auch solches nur auf ein altes Waschfaß oder einen Kupfertopf. Meister! treffet demnach ungesäumt das Nöthige, damit die ärgerliche Paukerei sofort aufhöre, oder — die Flintenkolben meiner Patrouille sollen den Pauken ein ziemliches Loch einschlagen."

Bevor der Herbergsvater etwas entgegnen konnte, riefen zehn Stimmen zugleich: „Oho! nur nicht so protzig gethan! Wir haben das Recht zum Pauken — der Meister hier hat schon längst deshalb die Anzeige an's Gouvernement erstattet."

„Daß ich nicht wüßte!" versetzte der Wachtmeister — „Wo wäre unter euch ein Edelmann aufzufinden?"

„Wir haben den Pauken-Doctor —" hieß es zurück — „und bedürfen keines Edelmannes."

„Was da, Pauken-Doctor!" entgegnete der Wachtmeister ärgerlich. „Derselbe müßte allgegenwärtig sein wie unser Herrgott. In einem und demselben Abende paukt's auf Kurfürstens, Birkholzens, Morauers, auf dem Schulgute, in der Schneider-, Schuster-, Bäcker- und Gott weiß noch welcher Herberge und fragt man nach, mit welchem Rechte: „Wir haben

den Pauken-Doctor!“ heißt es dann jedesmal. Ich aber bin kein Kind, das ſich mit Lügenbreie abſpeißen läßt, und ſage Ihm daher, Meiſter, daß, wenn Er nicht auf der Stelle den Pauken-Doctor vorweiſet — aber den echten, unverfälſchten — ſo ſperre ich Ihn ſelbſt in eine Pauke ein. Nun, wie wirds?“

Der vielfach verſchlungene Tanz-Knoten wurde jetzt auf gordiſche oder alexandriſche Weiſe zerhauen, indem der in medio ſteckende Pauken-Doctor eiligſt zu Tage gefördert wurde. Das junge Volk, das den Weim im Kopfe und in den Armen ſpürte, zeigte nicht übel Luſt, die Störer ſeiner Freude auf eine gewaltſame Weiſe aus dem Saale und dem Hauſe zu weiſen. Doch der Herbergsvater und der Pauken-Doctor verhinderten dieß.

„Meine Freunde!“ redete der Letztere die Brauſeköpfe an — „merkt ihr nicht, wohinaus das zielt? Gedenkt ihr nicht mehr an die Citrone und deren bittere Kerne, welche dem Lieutenant von Wackewitz noch immer in dem Magen grimmen? Er und das ganze Corps der Officiere ſucht an euch ſich zu reiben, da er unſerm langen Klopffechter nichts anhaben konnte. Was gilt's? Wir werfen jetzt die Patrouille zum Hauſe hinaus — eine Compagnie wird dafür anrücken. Gut! wir ſchlagen auch dieſe ab. Dann aber kömmt die ganze Garniſon mit allen Kanonen des Zeughauſes, ſchießt Breſche, läuft Sturm, läßt die Mannsbilder über die Klinge — die Frauensbilder, der Himmel weiß, über was ſpringen, und — unſre Freude iſt dahin. Ich aber gedenke, den Wachtmeiſter abzuplatzen, daß er an mich denken ſoll Zeit ſeines Lebens.“

Der Doctor warf ſich in die Bruſt, legte die Hand an das Degengefäß und ſchritt nun gravitätiſch auf den Eindringling los, den er alſo

anredete: „Mein Herr Wachtmeiſter! Ihm beliebt, vernommener Maaßen, meine werthe Perſon in Augenſchein nehmen zu wollen. Wohl! Er hat hiermit die Ehre, in mir den wahren, ächten Doctor, Johann Andreas Liebekind, zu erblicken, dem das Recht zuſteht, ſich vorpauken zu laſſen, ſo viel als ihm beliebt. Zweifelt der Herr Wachtmeiſter etwa an der Aechtheit meiner Edition, ſo —" er ſuchte in der Rocktaſche — „möge ihn dieſes Diplom

der freien Univerſität zu Lipſia eines Beſſern überführen. Hier ſteht es klar und deutlich gedruckt, daß ich Doctor juris — des Rechts — bin, welches

bekanntlich mehr ist als medicinae und nur von der theologia in etwas wenigem übertroffen wird. In medio consistit virtus, das heißt: kann Er lateinisch lesen? Roma, caput ecclesiae — zu deutsch: der Kopf brummt Ihm wohl? Nun wohl — finis coronat opus — wir wollen jetzt in Frieden scheiden. He! Jungfer! einen vollen Deckelkrug Wein her! In vinum veritas — der Wein erfreut des Menschen Herz — appage Satanas — geh' Er mit Gott, Herr Wachtmeister, nun Er sich satt getrunken hat."

Die Krieger gingen, wie ihnen geheißen worden, und der Tanz begann aufs Neue.

Als die Uhr auf dem Neustädter Rathhausthurme 11 mal schlug, zupfte ein Schänkmädchen den weinglühenden Pauken-Doctor verstohlen am Rockschößel. „Herr Doctor —" sprach sie gedämpft — „ein Knabe will Ihn gern sprechen. Er steht an der Saalthüre."

Der Doctor folgte der Weisung und fand in der Hausflur außen den beschriebenen Knaben, der, nur leicht bekleidet, vor Frost zitterte und ein zusammengelegtes weißes Tuch in der Hand hielt.

„Ach! bist du da, Narciß?" sprach der Doctor hastig. „Hast doch Alles richtig erhalten?"

„Sie haben das ganze Essen in den Topf und die Schüssel gethan —" versetzte der Knabe mit zusammenklappenden Zähnen. „Was drinn ist, weiß ich nicht."

„Hier —" versetzte der Doctor, eine Flasche aus der Rocktasche ziehend — „diesen Wein soll mir die Mutter aufheben und auch das Stück Karpfen, das gebratene Hühnchen und das Viertel Gans, das in dem Topfe sein wird. Das Uebrige könnt ihr essen. Warte noch eine Minute!"

Der Doctor ging und kehrte mit einem Glaſe heißen Punſches und einem Pfannkuchen zurück. „Da, trink dich warm —“ ſprach er. „Die Mutter ſoll nicht vergeſſen, die Stube warm zu halten, wann ich heim komme. Sonſt ſetzt's ein Donnerwetter. Wornach zu richten. So trink doch aus!“

„Ich kann nicht mehr!“ ſagte Narciß ſich ſchütteind.

„Dummkopf du!“ verſetzte Liebekind und goß den Reſt in ſeine Kehle. Er kehrte in den Tanzſaal zurück und ſein Sohn ſchlich nach Hauſe.

Während Liebekind in der Bäckerherberge bald dem Bachus, bald der Schönheit huldigte, ging es in ſeiner Wohnung, die fünf Stockwerke hoch auf dem Dache eines Hauſes in der Naſengaſſe gelegen war, ſehr ſtill einher. In bald längeren, bald kürzeren Zwiſchenräumen richtete ſich eine

Gestalt im Bette empor und lauschte mit angestrengtem Gehöre nach dem Schlage der nahen Kreuzthurmuhr. Als die Glocke zwei Uhr verkündete, stand des Pauken-Doctors Ehefrau von ihrem, ziemlich ärmlichen Lager auf und schlich in die ausgekältete Wohnstube, wo sie mit frostbebenden Händen mühsam Feuer anschlug. Bald prasselte in dem umfangreichen Kachelofen ein lustiges Feuer und oft verkündete der Ofengabel polterndes Rumoren in dem eisernen Ofenkasten das öftere Nachlegen der Frau Doctorin, welche in den freien Zwischenacten den schauernden Rücken an den sich allgemach erwärmenden Ofen drückte und nickend den versäumten Nacht-

schlaf nachholte. So trieb sie es bis gegen fünf Uhr des Morgens, wo die Straße unten lebendig zu werden anfing. Indeß waren die hartgefrornen Fensterscheiben abgethaut und eine wohlthuende Wärme hatte sich über das

enge Stübchen verbreitet, in deren Behaglichkeit die Frau Doctorin fest und süß entschlummert war. Plötzlich fuhr sie erschrocken zusammen. Ihr wachsames Ohr hatte polternde Tritte auf der hölzernen Stiege vernommen, welche zu der hohen Wohnung heraufführten, und diese waren daher zum Seelenwecker jetzt geworden. Die Frau ergriff das matt brennende Lämpchen und schritt hinaus vor die Thüre, wo sie mit richtiger Ahnung auf ihren Gatten stieß, der in dem Zustande völliger Trunkenheit ihr in die Arme taumelte. Von seinem guten Engel geleitet, trat der Doctor ein. Das Fußbänkchen seiner Frau, welches bei deren jähem Auffahren sich weiter als gewöhnlich in die Stube vorgewagt hatte, flog, von des stolpernden Liebekinds Fuße erfaßt, unter einem wüthigen Fluche des Trunkenbolds empor in die Luft und zertrümmerte im Niederfallen den einzigen vorhandenen Wandspiegel, daß die Glasstücken klirrend umherstoben. Unter fortwährendem Schelten und Toben entledigte sich der Doctor seiner hauptsächlichsten Kleidungsstücke und warf sich dann mit den Schuhen und Strümpfen in sein Bette, das den Raum hinter dem Ofen gerade ausfüllte. Bald verkündete ein lautes, widrig klingendes Schnarchen seinen festen Schlaf. Bevor die Frau Doctorin die Scherben aufzulesen ging, sah sie erst mit der Lampe in die anstoßende Kammer, wo ihr Sohn Narciß tief unter seinem Deckbette vergraben lag.

„Der gute Junge!“ sprach sie liebend — „Ein Glück für ihn, daß er beinahe erst um Mitternacht in die Federn gekommen ist. Sonst würde er weniger festgeschlafen und sicher durch den Wurf in den Spiegel einen tüchtigen Schreck davon getragen haben.“ Sie kauerte nieder und suchte unter heißen Thränen die Glasstücken zusammen, welche sie sorgsam in

einen Winkel des Stübchens barg. Dann widmete sie ihre Aufmerksamkeit der Kleidung ihres Mannes, deren Taschen sie mit forschenden Fingern durchsuchte. Die des Seidenrockes waren eitel mit Kuchen-, Torten-, Bratenstücken und Vorsdorferäpfeln gefüllt, die Beinkleider- und Westentaschen hingegen, bis auf ein paar witzlose Devisenblättchen, völlig leer. Der Doctorin Thränen ergossen sich hier abermals und reichlicher noch als vorhin.

„Heiliger Gott!“ schluchzte sie — „wieder Alles verspielt! Woher nun nehmen Holz, Oel, Brot, Kaffee und hundert andere dringende Bedürfnisse?“ Sie suchte mit erneuter Begier. Ha! noch ein einziges Zweigroschenstück, das sich, seinem Besitzer unbewußt, in einer Falte der Tasche verborgen gehabt hatte. Frau Liebekind wusch sich die verweinten Augen mit kaltem Wasser, stellte die Lampe auf den Tisch und schloß, davongehend, die Thüre hinter sich ab. Nach einer Weile kehrte sie mit einem Arme voll Holz, einem kleinen Fläschchen mit Oele und einer Tüte Kaffee zurück.

„So eben hat es sechs geschlagen —“ sprach sie — „es wird Zeit, daß Narciß aufsteht.“ Sie rief ihrem Sohne, der bald nachher im völligen Anzuge hereintrat und über den Anblick des zerbrochenen Spiegels fast den guten Morgen vergessen hätte.

„Er ist entzwei gegangen, wie du siehst —“ sagte Frau Liebekind gelassen auf die hastig ausgesprochene Frage ihres Sohnes. Und der Sohn, die wahre Ursache errathend, schwieg mit kindlicher Ehrfurcht, die um so höher gegen die Mutter stieg, je tiefer sie gegen den Vater fiel. Während die Doctorin nähend am Tische saß, durchstöberte Narciß mit

neugierigen Blicken den Inhalt der gestern Abend aus der Bäckerherberge heimgetragenen Hocke.

„O Mutter!“ rief er verwundert aus — „schaut doch her! Alles unter und durcheinander geworfen! Die Pfeffergurken in den Preiselbeeren und die Klöschen sammt den Krebsnasen in dem Sauerkraute. Der Karpfenschwanz ragt aus dem Reise hervor und das Gänseviertel —“

„Schäme dich, Narciß! —“ unterbrach ihn die Doctorin — „Ist das dein Morgensegen? und weißt du nichts Besseres zu thun, als den Topfgucker zu machen?“

Schnell stellte Narciß seine fleischlichen Beobachtungen ein und setzte sich hin, seine Schularbeiten zu fertigen, die in lateinischen Uebersetzungen bestanden. Frau Liebekind aber besah mit Seufzen, als es Tag wurde, die Gala-Kleidung ihres Eheherrn, auf welcher Bier-, Wein-, Fett- und andere Flecke abwechselten, die ausgewaschen — geschlitzte Räthe, welche gestickt werden mußten. Mit unsäglicher Geduld unterzog sich die Doctorin der mühevollen Arbeit, welche erst nach mehrern Stunden beendet war und manchen Schweißtropfen kostete. Als Narciß aus der Kreuzschule heimkam, fand er die aufgewärmten Speise-Fragmente des Bäckerballes auf dem Tische und seinen Vater in eifrigem Streite mit dem Karpfenschwanze, dem Hühnchen und dem Gänseviertel, wobei ihm der Inhalt der erbeuteten Weinflasche die nöthige Stärkung verleihen mußte. Die Frau Doctorin hingegen und ihr Söhnlein begnügten sich theils mit dem Zusehen, theils mit dem Ragout, das ihnen die väterliche Großmuth überließ. Nach dem letzten Bissen suchte der Doctor abermals das Faulbette auf, um die freie Nacht vollends wieder zu ersetzen. Wie neu glänzte der

Atlas des pfirsichblüthenen Ballkleides; silbern schillerten die gewaschenen Strümpfe; der zierlich in Fältchen gebrochene Busenstreifen mit den durchbrochenen Manschetten beschämten mit ihrer Weiße fast den Schnee außen auf dem Dache und die schwarz ge—schmierten Schuhe mit den blank geputzten, wenn schon unächten Steinschnallen hatten doppelten Lüstre bekommen unter der geschickten, regsamen Hand der Doctorin. Indem Narciß all' diese Herrlichkeiten auf dem Tische wie zur Schau ausgelegt sah, konnte er sich eines Ausrufes freudiger Bewunderung nicht entbrechen. Allein seine Freude rief einen ganz entgegengesetzten Ausdruck auf dem leidenden Antlitze seiner Mutter hervor.

„Ach, mein Sohn!" sprach sie betrübt — „dieser glänzende Staub — ist er nicht der Paß zu unserm Elende? O, hätte doch dein Vater nie dieses Kleid auf seinen Leib gezogen! nie auf die lockenden Einladungen gehört, die ihn einem frühen Grabe, uns aber der Verzweiflung zuführen. Wie glücklich lebten wir doch, als dein Vater noch an meiner Seite arbeitete! Und wenn er auch bei seinen wenigen Clienten nur ein kärgliches Brot erwarb, so war es doch ein wohl verdientes und darum ein gesegnetes. Dann würde der Vater auch besser für euch sorgen und mir eure ganze Zukunft nicht allein auf die Schultern laden. Zwar danke ich nun Gott, daß dein Bruder Theseus nicht in seines Vaters Fußtapfen getreten, sondern ein einfacher Tischler geworden ist. Auch du, mein Narciß, erwähle lieber ein Handwerk mit einem goldenen Boden, als daß du zu kühnen Auffluge nimmst, der schmählich enden könnte wie deines —"

„Was winselt und krächzt die alte Nachteule dort?!" lallte der Doctor mit weinschwerer Zunge aus seinem Bette daher. „Ist sie etwa wieder

über mich her, ſo ſoll ihr das Donnerwetter —" Die folgenden Töne wurden unverſtändlich und Mutter und Sohn ſchwiegen beſtürzt ſtille. Nach einer Weile klopfte es an die Thüre. Ein Dienſtmädchen trat ein, meldete einen Gruß von ihrem Herrn, dem Gaſthalter aus dem goldnen Kruge, und lud den Herrn Pauken-Doctor für heute Abend zum Schmauße und Balle ein.

„Was will er geben, dein Herr?" fragte Liebekind, ſich mit halbem Oberleibe aufrichtend.

„Einen Gulden und freie Zeche —" verſetzte das Mädchen.

„Verdammt wenig für einen Doctor, wie ich bin —" ſchalt Liebekind — „Doch, ein Sperling in der Hand iſt immer beſſer als eine Taube auf dem Dache. Ich werde kommen.

Jene ging.

Eine halbe Stunde ſpäter klopfte es wieder. Als die niedere Thüre ſich aufthat, trat eine ungewöhnlich lange Geſtalt in's Stübchen, die darin nur gebückt zu ſtehen vermochte. Neugierig in dem engen Bereiche ſich umſchauend, hob der junge Mann an: „Hier wohnt der vielbegehrte Pauken-Doctor? Iſt dieß möglich? Doch ja, da ſeh' ich ſchon ſeinen Ballanzug."

„Was will Er, mein Freund?" rief Liebekind aus ſeinem Verſtecke barſch hervor. „Wenn es Ihm hier nicht anſteht, ſo wird er wohl ſelbſt den Weg zurück finden."

„Ah, da ſeid Ihr ja, Herr Doctor!" ſprach der Fremde und ſchritt auf den Langſchläfer los — „Kennt Ihr mich nicht mehr? Wir waren ja geſtern Abend zuſammen beim Bäckerſchmauße. Ich bin Rinaldo, der lange

Klopffechter, dem der Spaß mit der Citrone begegnete beim Auszuge. Wir haben gestern bei einem Glase Wein noch weidlich uns daran ergötzt, nachdem der Gouvernements-Wachtmeister der grimmigen Blicke viele mit mir gewechselt hatte, bevor er abtrollte mit seinen Leuten. Ich komme, Euch heute für den Abend und die Nacht in Beschlag zu nehmen. Ihr sollt uns pfeifen und trompeten lassen."

„Wie? schon wieder?" rief der verwunderte Doctor — „Sind denn die Bäcker insgesammt von der Tarantel gestochen worden, daß sie heute wieder tanzen wollen?"

„Ihr irrt Euch sehr, Doctor!" versetzte Rinaldo — „wenn Ihr mich für einen Mehlwurm haltet. Ich gehöre dem löblichen Schreinerhandwerk an, dem mich die Bäcker blos abgeborgt haben für die Dauer ihres Auszuges. Wie vermöchte auch ein Mensch, der es zeitlebens nur mit weichem Mehlteige zu thun hat, im Stande zu sein, die Klinge ritterlich zu schwingen! Kurz und gut: ich frage Euch, ob Ihr der unsrige auf unserm Schmauße sein wollt, welcher den der Bäcker noch weit übertreffen soll."

„Für zwei Thaler und für das, was mein Mund bedarf an Speis' und Trank, sag' ich zu —" entgegnete Liebekind.

„Zwei Thaler! Ei, das ist ziemlich viel. Ich glaube, dafür bekämen wir einen Secretair, wohl gar einen Edelmann als unsern Gast. Bedenkt doch, daß Euer leiblicher Sohn ein Schreinergesell ist und obendrein mein Werkstatt-Jüngster."

„Zwei Thaler und keinen Groschen weniger!" wiederholte der Doctor stöckisch.

„Nun gut, Ihr ſollt ſie haben —“ ſprach Rinaldo — „allein unbillig bleibt es doch.“

„Aber, Mann, —“ wendete die Doctorin furchtſam ein — „du biſt ja ſchon verſagt auf heute. Der Wirth vom —“

„Schweig, wann ich ſpreche!“ ſchrie Liebekind erboſt. „Du haſt dich nicht in meine Angelegenheiten zu miſchen. Wer erhält die Wirthſchaft? du oder ich?“

Gekränkt ſchwieg die Frau.

„Geh, mein Sohn, —“ ſprach ſie ſpäter heimlich zum Narciß — „zu dem Wirthe des goldnen Kruges und melde ihm, daß dein Vater eine Abhaltung bekommen habe, weshalb er ſein gegebenes Wort zurücknehmen müſſe. Wir wollen des Vaters Wort und Namen nach unſern Kräften in Ehren bei den Leuten zu erhalten ſuchen.“

Es wollte der ohnehin gebeugten Frau ſchier das Herz zerbrechen, als ſpäter ihr Mann im vollen Anputze, ohne freundlichen Gruß, davon ging und nur mit rauher Stimme für ihn das Stübchen geheizt zu halten befahl. Ein viertel auf neun knarrten die hölzernen Stiegen und Theſeus, des Doctors älteſter Sohn, trat zu ſeiner Mutter in's Gemach, die ihn mit großer Freude bewillkommte. Der Jüngling war ſchlank gewachſen und von einnehmender Geſichtsbildung, obgleich ein Zug von ſtiller Trauer auf ſeinem Antlitze verbreitet lag.

„Der Vater —“ hob er nach den erſten Begrüßungen ſtockend an — „iſt wohl wieder — verſprochen?“

„Ja, mein Sohn!“ verſetzte mit einem tiefen Seufzer die Doctorin. „Er iſt auf dem Tiſchlerballe. Und du!“

„Um keinen Preis der Welt möchte ich daran Theil nehmen —" versetzte Theseus.

„Du hast Recht, —" sprach die Frau — „schon wann ich pauken höre, ist mir's, als schlügen sie auf meinem armen Herzen herum."

„Der Meister mit seiner Frau ist auch dabei —" erzählte Theseus — „und der lange, wüste Rinaldo scheint es auf die Meisterstochter abgesehen zu haben. Er wird sie wohl heute nicht aus den Händen lassen."

Die letzteren Worte wurden von dem jungen Manne so gepreßt ausgesprochen, daß ein weniger gedrücktes Gemüth als das der Doctorin gewiß daraus einen Schluß gezogen haben würde.

„Habt Ihr Geld, Mutter?" fragte der Tischlergesell nach einer längeren Pause.

Wehmüthig schüttelte die Frau das Haupt. „Nicht einen Dreier mehr —" sprach sie dann schmerzlich.

„Da habt Ihr, was mich der heutige Schmaus und Ball gekostet haben würde —" versetzte der gute Sohn und legte mehrere Silberstücke auf den Tisch. „Laßt mich nur erst Meister sein —" fuhr er fort, den Dank der Mutter ablehnend — „dann sollt Ihr mit Gottes Hülfe keine Noth mehr leiden. Doch nun will ich wieder gehen und daheim arbeiten. In meiner Werkstatt vergesse ich Schmaus und Ball, und alles Leid, sogar den langen Rinaldo mit seinem Wichtigthun — glatt weg hoble ich mir die Grillen, und mein Schade ist es auch nicht, arbeite ich nach dem Feierabende."

„Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt —" sprach die Doctorin, als ihr Theseus gegangen war. „Ich müßte ja sonst erliegen unter meiner Last."

Bei der Lampe Schein ſägte und hobelte, leimte und maß der junge Tiſchlergeſell, daß die öde Werkſtatt widerhallte. Zuweilen hielt er inne, um ſich ein Stäubchen und nebenbei eine warme Thräne aus dem blauen Auge zu wiſchen, die er wohl nicht des Vaters oder der Mutter wegen vergoß. Es ging auf elf, als er, einige Minuten ſich Ruhe vergönnend, das Hausthürſchloß öffnen hörte. Er horchte geſpannt. Iſt es wirklich kein Trug der Sinne? der Meiſter kehrt ſchon vom Schmauſe heim? Durch die halb geöffnete Thüre lauſcht er mit zurückgehaltenem Athem hinaus. „In der Werkſtatt iſt noch Licht —“ hört er die Meiſterin ſprechen und

ſchnell drückt er die Thüre zu und eilt zur Hobelbank hin, denn er vernimmt der nahenden Schritte mehrere. Und bald zeigt ſich der Meiſter

und die Meisterin in der Werkstatt, die holde Meisterstochter aber in ihrem Ballstaate bleibt sittig an der offenen Thüre stehen, so daß der betretene Gesell kaum einen verstohlnen Seitenblick nach ihr zu werfen wagt. Kaum kann er die Worte hervorstammeln: „Wie, Meister! schon wieder heim vom Balle? Und auch Ihr, Frau Meisterin? selbst — Jungfer — Sibille?!“

Der Meister aber lobt den jungen Gesellen über die Maaßen wegen seines Fleißes und seiner Ehrbarkeit, die ihn fern halte von den wüsten Tanzgelagen seiner Kameraden. Er zündet seinen Wachsstock an der Lampe an, ermahnt den Jüngling, sich zur Ruhe zu begeben, und trippelt unter dem Anwünschen einer guten Nacht aus der Werkstatt. Geraume Zeit noch starrte Theseus den Verschwundenen nach. Jungfer Sibille, gleich einer vollen Rosenknospe aus der weißen Pelzkontusche hervorkeimend, blieb noch vor seinen Augen hingezaubert. Und als er in seiner Dachkammer entschlafen war, tanzte er unter Engelsmusik mit der Meisterstochter dahin und vergaß darüber der Erde Lust und Weh. Pauken- jedoch und schmetternde Trompetenklänge fehlten ganz und gar, denn sie hätten ihn nur an seinen Vater, den Pauken-Doctor, gemahnt.

„Geht mir mit euern Schmausereien und Bällen —“ sagte am andern Morgen Meister Eisel zu den Seinen. „Da habe ich gestern Abend höchstens zwei Flaschen Wein getrunken — schon um elf Uhr auf's Ohr mich gelegt und gleichwohl ist mein Kopf wie eine Laterne. Nun wundere ich mich nicht mehr, warum der lange Rinaldo den Teufel nichts zur Arbeit taugt. Eins muß er meiden: entweder sein Nachtschwärmen oder

meine Werkſtatt. Ganz dumm bin ich noch. He, Gottlieb! hole mir doch ſchnell mein Tagebuch herbei.“

Der Lehrburſche lief davon und brachte bald das Verlangte, welches niemand anders als — der Geſelle Theſeus war.

„Teufel! —“ hob der Meiſter an — „was wollte ich heute zuerſt in Arbeit nehmen?“

„Nußbaumblätter ſchneiden —“ war die raſche Antwort.

„Richtig! Hatte mich nicht geſtern Jemand beſtellt?“

„Der Hofmundſchenk, der einen Wandſchrank verkleidet — die Frau Baronin von Dörffel, die einen neuen Spiegelrahmen gefertigt — der Hofzahlmeiſter, der ein geheimes Fach in ſeinem Schreibepulte angebracht haben — die Braumeiſterin Funke, die ihre Tochter ausſtatten will.“

„Alles wahr! Doch halt! erinnerſt du dich etwa, was mir der Holzhändler Schindel geſtern an Waare geliefert hat?“

„Drei Schock Schlage-, zwei Schock Spünde-, 3 Mandeln Rüſtbreter, 18 Stück zweizollige Pfoſten, 13 Stück dreizollige und 9 harte Klötzer — zuſammen an Werthe 83 Thaler 17 Groſchen 9 Pfennige, worauf Er 40 Thaler abſchläglich bezahlt hat.“

„Trifft zu wie Kirchenrechnung. Nun beſinne ich mich wohl. Aber ich muß mir wirklich noch ein Tagebuch anlegen. Denn, ich ſetze den Fall: du kämſt aus meinem Dienſte, —“ der Geſelle erbleichte — „ſo wäre ich ohne dich ein geſchlagener Mann. Wie hieß nur der Pole, der mir mit einer Rechnung von — von —“

„Ein hundert ſieben und ſiebenzig Thalern 19 Groſchen 4 Pfennigen —“ ergänzte das lebendige Tagebuch —

„Ja! ja! so viel war es — durch die Lappen gegangen ist! Ich muß die Sache einem Advocaten übergeben."

„Graf von Przemslowiecky —"

„Der Henker behalte diese gepraffelten und gewichsten Namen!" eiferte Eifel — „und Satanas hole alle schlechten Zahler! Da muß mich gestern Abend mein Unstern auch gerade neben den windigen Pauken-Doctor hinsetzen, der mir in der Weinlaune einen Species abschwatzt. Den kann ich so gut für verloren achten, als hätte ich ihn in die Elbe geworfen."

Jetzt glühte des Gesellen Antlitz wie eine Klatschrose. Das Gedächtniß verließ ihn und die Sprache dazu.

„Ei, Mann!" rief die Meisterin verweisend — „wie kannst du nur so sprechen! Der Pauken-Doctor —"

„Nun ja, eben der Pauken-Doctor! —" fiel der Meister hitzig ein — „eben diesen nichtsnutzigen, aufgeblasenen, ungehobelten, nimmer nüchternen, ewig betrunkenen Kerl meine ich!"

„Er ist ja des Theseus Vater!" platzte Jungfer Sibille fast weinend heraus.

Eifel erstarrte. Mit offnem Munde stierte er den gekränkten Theseus an, dessen Augenpaar sich zu füllen begann. „Alle Wetter!" schrie nun Eifel — „es ist ja wahr! O ich neun und neunzig mal geöhrter Esel! Ha, mein armes Gedächtniß! Ich vergesse noch meinen eigenen Namen! Armer Junge! so war's nicht gemeint. Dein Vater, eben der Pauken-Doctor — er ist wirklich kein so übler Mann — ein liebenswürdiger Schwerenöther vielmehr — dem ich schon deinetwegen nicht gram sein könnte. Er mag in Gottesnamen den Species behalten."

Lange noch, nachdem Theseus die Wohnstube des Meisters verlassen, brummte dieser unzufrieden vor sich hin: „Andreas Eisel! das war ein verleimt dummer Streich! Könnte man nur das verlorne Gedächtniß wieder erkaufen! Ganz kindisch werde ich noch am Ende.“

Und doch hatte der Tischler nicht unwahr von dem Pauken-Doctor gesprochen. Derselbe sank mit jedem Tage tiefer auf der Stufenleiter menschlicher Verderbenheit. Seine arme, gepeinigte Frau hatte Mühe, es bei dem Tyrannen länger auszuhalten. Nach einigen Wochen erwachte Narciß in einer Nacht durch einen jähen Schrei, der wie von den Lippen seiner Mutter herzukommen schien. Diese nicht auf ihrem Lager entdeckend, wollte er in die Stube dringen. Allein er fand die Kammerthüre von innen verschlossen. Auf sein ängstliches Rufen und Pochen vernahm er nichts als das Geräusch niederfallender Schläge und das unterdrückte Stöhnen eines gequälten Menschen. Und der Sohn errieth es mit ahnendem Gemüthe, daß der Gemißhandelte seine heißgeliebte Mutter sei! Gleichwohl vermochte er nichts, als für dieselbe mit Inbrunst zum himmlischen Vater zu beten. Als nach einer Weile das Getöse in der Stube schwieg, die Kammerthüre aufgeschlossen wurde und seine Mutter, mit der Lampe in der Hand und das Antlitz voll Blut, heraustaumelte: da sah er seine Befürchtung noch übertroffen. Schmerzvergebend sank die gemißhandelte Frau auf ihr Lager hin und mit ihrem Blute vermischten sich die heißen Schmerzensthränen ihres Kindes, das allein sie noch an den verworfenen Gatten fesselte. Dieser Auftritt wiederholte sich noch manchen Tag und manche Nacht, bis die Kraft des Weibes gänzlich gebrochen war. Frau Liebekind machte fortan nichts als weinen. Sie hatte keine Flecke mehr aus dem Galakleide ih[illegible]

Mannes zu vertilgen, keine seidenen Strümpfe, Handschuhe und Spitzenmanschetten zu waschen, keine Busenstreifen in Fältchen zu brechen — denn der Doctor erschien nur selten und auf Viertelstunden in seiner Wohnung. Da geschah es, daß Frau Liebekind eines Tages ihre bisherige Unthätigkeit aufgab, lange in ihren Sachen herumkramte, aussonderte, bei Seite legte, einpackte und einen kleinen Theil der vorhandenen Habe abseits in einen Winkel der Kammer stellte. Als dieß geschehen war, wendete sie sich mit rothgeweinten Augen an den staunenden Narciß und sagte: „Komm, lieber Sohn, wir wollen ausgehen.“ Sie schloß hierauf die Wohnung zu und legte, wie immer, den Schlüssel in einen, ihrem Manne und dem älteren Sohne wohlbekannten Versteck. Die Doctorin war so hinfällig und angegriffen, daß sie Narciß beim Hinabsteigen der Treppen stützen mußte. Vereint schlichen sie zum Stadtthore hinaus auf den Kirchhof, wo die Doctorin das Grab ihrer Aeltern aufsuchte und sich dasselbe zum Sitze erkor.

Es war zu Anfange des Märzmonates, der Schnee verschwunden und die große Kälte vorüber. Bereits drängten sich zarte grüne Grasspitzen aus

der Rasendecke der Gräber hervor, Gänseblümchen blühten und Veilchen knospeten. Der spanische Hollunder und der deutsche Fliederbaum entfalteten sich voll Ungeduld und die wilde Kastanie drohte ihre klebrigen, glänzenden Spitzen zu zersprengen. Frau Liebekind sah nichts von dem Allen. Ihr Blick haftete bald am Boden, bald sinnend auf dem Antlitze ihres Sohnes. Ihr ganzer Körper bebte unter einer inneren Bewegung; Blässe und Röthe wechselten auf ihrem Gesichte ab und bei jedem Glockenschlage zuckte sie zusammen. So vergingen zwei lange, bange Stunden. Als die Glocke fünf Uhr Nachmittags verkündete, hob sich ihre eingesunkene Brust unter einem langen Seufzer. „Nun ist's vorbei!" sprach sie langsam — „Gott wird mich auch das Andere noch ertragen lassen. Laß uns gehen, Narciß."

Als sie wieder zu ihrer Wohnung aufstiegen, mußte die Doctorin auf jedem Treppenabsatze ruhen und Athem schöpfen. Der Schlüssel lag an seinem Orte; doch unter sichtlichem Beben steckte ihn die Doctorin in's Schloß. Die Thüre that sich auf und — „Herr Gott! Mutter!" rief Narciß heftig erschrocken — „sie haben uns bestohlen, während wir nicht da waren."

Die Doctorin sah ihren Sohn mit einem langen Blicke an. „Bestohlen?" sagte sie — „Ja, du hast das rechte Wort getroffen. Das Theuerste, Liebste auf der Erde: mir den Gatten, euch den Vater hat man gestohlen. Was nützt uns der übrige Tand?!"

Sie traten in das Stübchen, das nur die nackten vier Wände zeigte. Auch die Kammer war leer bis auf die wenigen Bündel in der Ecke.

„Wo ſollen wir denn nun ſchlafen?“ hob Narciß weinend an, indem er ſich vergeblich nach den Lagerſtätten umſchaute.

„Dafür wird dein Bruder Theſeus ſorgen —“ erwiederte die Doctorin gefaßt. „Glaube mir, Narciß! mit einem guten Gewiſſen ruht ſichs ſelbſt auf bloßen Hobelſpänen ſanfter als mit böſem auf Eiderdunen.“

„Und meine neuen Stiefeln — wo ſind ſie?“ klagte Narciß. „Vorſtanden ſie ja noch da!“

Die Doctorin rang ihren Schmerz gewaltſam nieder. „Selbſt des armen Jungen Eigenthum hat er nicht einmal verſchont?!“ klagte ſie leiſe. „Beruhige dich —“ fuhr ſie dann lauter fort — „auch hier wird Theſeus Rath ſchaffen und ſoll er dir hölzerne Sohlen auf deine alten Stiefeln nageln.“

Wirklich ſchliefen Mutter und Sohn in den erſten Tagen auf einem Lager von Hobelſpänen, die Narciß, angeblich als Feuerungsmaterial, von dem Meiſter Eifel erbeten und herbeigetragen hatte. Nach einigen Tagen kleidete ſich Frau Liebekind auf's Sorgſamſte an — nicht prächtig, wohl aber ſauber und nett. Ungewöhnliche Sorgfalt verwendete ſie heute auf ihr Aeußeres, das dadurch eine ſtille, ſanfte Würde mehr erhielt. Jedoch geſchah dieß nicht ohne viele Thränen. Im Begriff, die Wohnung zu verlaſſen, zog ſie ihren Sohn erſt noch an ihr Herz. „Willſt du —“ ſchluchzte ſie ſchmerzlich — „mir auch vergelten, was ich für dich zu thun und zu — leiden gehe? Mir nicht mit Undank lohnen, wie dein —“

Sie vermochte nicht weiter zu ſprechen. Sie weinte ſich aus an dem Halſe des betroffenen Knaben. „Bitte für mich zu Gott —“ ſprach ſie,

ſich endlich losreißend — „daß er mich ſtärke in dieſer, ach ſo ſchweren Stunde!“

„Frage mich nicht —“ bat ſie, fortgehend — „bleib' auch daheim, bis ich wieder komme.“

Nach einer Stunde war ſie wieder da, bleich wie eine Leiche, doch gefaßt. „Nun biſt du ganz und allein mein! —“ ſprach ſie, ihren Sohn umfangend — „Theuer hab' ich dich erkauft — doch, was thut man nicht um ſeines Kindes willen?!“

Nach einer Weile kam Theſeus, in Hemdärmeln und der blauen Tiſchlerſchürze, hereingeſtürzt. „Iſt es wahr, Mutter!“ keuchte er athemlos — „daß Ihr vorhin in dem Conſiſtorium von dem Vater geſchieden worden ſeid?“

„Es iſt wahr!“ verſetzte Frau Liebekind mit Ruhe. Und zu allen, meinen guten Namen beſleckenden Anklagen eures Vaters, welche die Scheidung hervorbrachten, habe ich geſchwiegen — euretwegen, weil ich nur unter dieſer Bedingung im Beſitze meiner Kinder blieb, die außerdem zwiſchen uns beiden getheilt worden wären. Zwar habe ich meine Ehre und mit ihr mein einziges, bisher unangetaſtet gebliebenes Erdengut verloren, doch euch behalten und namentlich dich, mein Narciß, der du ſonſt wohl auch die unglückliche Bahn des Laſters, in Geſellſchaft deines Vaters, gewandelt ſein würdeſt.“

Die Ausbrüche kindlicher Dankbarkeit, womit jetzt die beiden Söhne ihre Mutter überhäuften, waren die erſten Linderungsmittel bei deren großem Schmerze.

Nach zwei Wochen ſchon aber lief die große Neuigkeit durch die Stadt,

daß der Pauken-Doctor die steinreiche, kinderlose Bäckerswittwe in der Rosmaringasse geheirathet habe.

Nachdenklich und mit bewölkter Stirne kam Meister Eisel an einem Maitage 1756 aus einem Innungs-Convente heim. „Mutter —“ sagte er zu seiner Frau — „es ist nicht richtig mit der Eintracht der gekrönten Vettern. Man munkelt Mancherlei. Preußens großer Fritz soll ziemlich patzig in Wien angefragt haben, was wohl die großen Rüstungen in Oestreich und Sachsen besagen wollten? Kurz und gut: die Innung hat einen Gouvernements-Befehl erhalten, nach welchem jeder Meister nach bestem Wissen und Gewissen einen seiner Gesellen, der sich zum Soldatenstande eigne, aufzeichnen und diesen Ausweis binnen 24 Stunden in der Gouvernements-Canzlei niederlegen soll. Mir kann die Wahl nicht schwer fallen. Der kleine, krummbeinige David paßt kaum für die Hobelbank, geschweige für die Muskete. Theseus, mein Tagebuch, der ehrliche, treufleißige Arbeiter, wird mir immer unentbehrlicher — Wer bleibt sonach übrig, als der zum Leibgardisten geborne, lange Rinaldo, der ohnehin besser mit der Fechtklinge, als mit dem Schlichthobel und Leimtiegel umzuspringen weiß? Er und kein Anderer werde für die Soldatenpritsche bestimmt.“

Es war nach drei Tagen, als um 2 Uhr des Morgens an Meister Eisels verschlossene Hausthüre gepocht wurde. Es war nicht anders, als gedächte man die dicken Pfosten zu zerschlagen, aus welcher jene gefertigt worden war. „Aufgemacht!“ rief dazwischen eine barsche Stimme — „in des Teufels und des Königs von Polen Namen!“

„Das gilt uns!“ sprach der lange Rinaldo, der zuerst erwacht war und den Kopf durch das Dachfenster gefädelt gehabt hatte. „Sie kommen, uns zum Soldaten zu pressen!“ Sprachs zitternd und verschwand. Der krummbeinige David und der erschrockene Lehrbursche verbargen sich hierauf unter ihre Bettstellen und nur Theseus fuhr instinctmäßig in seine Kleider. Als er bis zum Umbinden der blauen Schürze gekommen war, that sich die Kammerthüre auf, welche sofort von 3 Mann Soldaten besetzt wurde, und in dem Dämmerlichte des grauenden Tages trat ein Unteroffizier zu Theseus, denselben anrufend: „He, Bursche! bist du etwa der Kanni — Kannimachus Herzeug Liebekind?“

„Kallimachus Theseus Liebekind heiße ich —“ versetzte jener.

„Ist mir lieb zu vernehmen. Doch, Ladestock und Feuerstein! was für heidnische Namen hat der Kerl! Die muß ihm des Teufels Großemutter zugriegt haben. Komm an's Fenster, Junge! laß sehen, ob du auch wie ein Heide aussiehst.“ Er zog ein Papier aus der Tasche, auf welchem er mit Mühe herausbuchstabirte: „Länge: achtzig Zoll wenigstens. Alle Wetter! das nenn' ich gewindbeutelt! Da müßt ihr Leimzwingen ganz andere Zolle haben, als wir Soldaten. Wenn der Bursche da mehr als 70 zählt, so will ich Spießruthen laufen durch ein ganzes Bataillon. Weiter: rabenschwarzes Haar. Nun, da muß dein ganzer Kopf voll Sägespäne stecken, denn dieß Haar sieht dem rabenschwarzen just so ähnlich wie meine weiße Montur einer blauen, preußischen Jacke. Drei und dreißig Jahre, ei, du scheinst kaum 20 zu zählen.“

„Diese Beschreibung —“ sprach hier Theseus auflebend — „paßt völlig auf den Altgesellen, den langen Rinaldo.“

„Wieder ein romantiſcher Name mehr!“ verſetzte der Krieger. „Doch, mein guter Junge! dießmal entgehſt du mir nicht. Wenn auch eine Kanonenkugel 12 Jahre und einen Fuß Länge weniger bei dir findet, ſo iſt dieß deſto beſſer für dich. Da du dich einmal freiwillig zum Kannvielmachus Theezeug bekannt haſt: ſo erkläre ich dich, Liebeskind, hiermit feierlichſt zum königlich polniſchen und kurfürſtlich ſächſiſchen Rekruten. Und wenn ich dein Exerciermeiſter werden darf, ſo verſpreche ich dir, dich binnen 4 Wochen in einen ſo ſtattlichen Soldaten umzuwandeln, daß niemand mehr den Bohr- und Holzwurm in dir erkennen ſoll. Richt't euch! Augen g'rad aus! Rechtsum kehrt! Vorwärts — marſch!“

Den armen Theſeus unter den Arm nehmend, verließ der Soldat mit jenem das Gemach. Als der polternde Zug eine Treppe tiefer gelangte, lugte des Meiſters Geſicht verſtohlen durch die Thürſpalte. Seine Geſtalt zeigte ſich dann erſt ganz, als er mit Erſchrecken in dem neuen Rekruten ſeinen theuern Theſeus erkannte.

„Mit nichten, Herr Unterofficier! —“ ſprach er haſtig — „Er hat in der Dunkelheit fehl gegriffen und den Blonden, ſtatt des Schwarzen erwiſcht. Dieſer iſt nicht der lange Rinaldo, ſondern mein Tagebuch, der fromme, wackere Theſeus.“

Ein unterdrückter Schrei, der hier hinter des Meiſters Rücken hervortönte, bewies, daß der Lauſcher mehrere auf den Beinen waren.

„Dieſen zu fahen, ſind wir eben ausgerückt —“ verſetzte der Soldat in Bezug auf den Genannten. „Hier ſteht der vertractte Name ganz leſerlich geſchrieben und der gute Junge da hat ſich auch in beſter Form dazu bekannt.“

Mit einem ungläubigen Kopfſchütteln ſah der Meiſter auf die ihm ſelbſt verfaßte Eingabe. Er wollte ſeinen Augen nicht trauen, al des Unteroffiziers Rede beſtätigt und ſtatt Rinaldo's völligen Namen d nigen ſeines Lieblings erblickte. „Herr Gott!“ rief er beſtürzt — habe mich geirrt — den Theſeus gerade im Sinne gehabt, als ich den tel ſchrieb — o mein Gedächtniß! mein armer ſchwacher Kopf!“

Hier ließ ſich hinter dem Meiſter ein mehr als halblautes, ei Geflüſter hören und eine Frauenſtimme ſprach: „So beruhige dich d Es muß ſich ja noch Alles aufklären.“

„Nein, Herr Unteroffizier —“ fuhr Eifel fort — „den Mann laß' ich nicht verabfolgen. Der kann nicht einmal einen Holzwurm töd geſchweige ein Menſchenkind. Aber der lange Rinaldo ſtellt ſeinen M Er iſt der Klopffechter, der an Weihnachten bei dem Bäckerauszuge Lieutenant den Hut mit der Citrone herunterſchoß.“

„Ei, tauſendſapperlot!“ rief der Soldat ſchmunzelnd — „den Ta ließe ich gelten! Nach dieſem Fiſche haben wir längſt ſchon geangelt. iſt der lange Citronen-Kanonier kein Bäckers-, ſondern ein Winkelma Doch wo iſt derſelbige?“

Nun begann ein Durchſuchen des ganzen Hauſes, doch ohne Erf Zwar wurden die beiden Verſteckten unter ihren Betten hervorgezo allein Rinaldo war nicht aufzufinden. Gleichwohl war die Hausthüre 2 Soldaten beſetzt geweſen und an ein Entkommen aus dem, von ho Brandmauern umſchloſſenen, Hofe nicht zu denken. Was nur Hände Füße im Hauſe hatte, ſuchte jetzt nach dem Verſchwundenen. Da war plötzlich, als fiele der ganze Himmel ein, ſo daß ſelbſt dem tapfern Un

officier ein panischer Schrecken überkam. Eine fallende Bombe kann kein solches Gekrache anrichten, als dasjenige in Eifels Hause Statt fand und welches nur mit demjenigen verglichen werden konnte, welches das Zerbrechen der 300 irdenen Krüge in dem Lager der Midianiter zu Gideons Zeiten anrichtete. Die Meisterin zuerst begriff die Art und Weise seiner Entstehung.

„Herr Jesus! mein Flaschenbret!" rief sie, die Hände zusammenschlagend. Darauf nahmen sämmtliche Anwesende, unter Vortritt der Meisterin, ihren Weg nach dem Gangfenster im ersten Stockwerke, vor welchem die irdenen Bierflaschen Eifels in einem Lattengerüste zu stürzen pflegten. Richtig! das Flaschenbret mit seinem zerbrochenen Inhalte lag unten im Hofe und der lange Rinaldo, als Riesenstöpsel, oben drauf. In seiner Angst hatte der Klopffechter das Flaschengestelle zu seinem Zufluchtsorte erkieset, dessen Bänder jedoch das bedeutend vermehrte Gewicht nicht ertrugen. Der unsanfte Fall mit seiner harten Unterlage hatte den Armen zwar nicht getödtet, jedoch, wie die Untersuchung ergab, für längere Zeit wenigstens zum Soldatenstande untauglich gemacht.

Dem Ansinnen Eifels, den Theseus loszugeben, wollte der Unteroffizier nicht entsprechen. „Nein —" sagte er — „so etwas muthe der Meister mir nicht zu, mache dieß lieber mit dem Gouvernement selbst aus. Ich habe Befehl, den Tischlergesellen Liebekind als Rekruten beizuschaffen und würde gesuchtelt werden, wollte ich dem nicht nachkommen."

Jetzt wendete sich Jungfer Sibille mit nassen Augen an ihren Vater: „O, Vater!" flehete sie — „nehm' Er sich doch des armen Theseus an, daß er kein Soldat werden darf. Er hat ihn ja durch Seine Vergeßlichkeit

eben in's Unglück gebracht und muß ihn darum auch wieder herausziehen. Bedenkt doch nur, wie unentbehrlich er Ihm iſt und ſeiner gebeugten Mutter dazu."

„Hm!" ſchmunzelte der Unterofficier, die ſchmucke Dirne wohlgefällig muſternd — „Ihr iſt der Moſje da am Ende auch unentbehrlich. Nun, es iſt ja kein Unglück, Soldat zu ſein. Was gilts? in einigen Wochen iſt Ihr der Burſche da mit Ober- und Untergewehr, mit Schnurrbart und Montur weit lieber als jetzt in ſeiner Schürze."

Dieſe unzarte Rede übergoß die Tiſchlerstochter mit einem Purpurſtrome, der ſie um ſo reizender machte. Verſchämt barg ſie ihr Antlitz hinter dem Rücken ihrer Mutter, und Theſeus hätte um keinen Preis der Welt die eben beſchriebene Scene unerlebt wünſchen mögen. Gefaßt begab er ſich mit ſeinen Häſchern hinweg.

Sibille hingegen eilte des früheſten zur Doctorin, ihr die Schreckensbotſchaft zu hinterbringen und ſie zu vermögen, im Verein mit ihrem Vater, Alles zur Befreiung des jungen Rekruten zu unternehmen.

Die Doctorin war auf die ſchlimme Nachricht erbleicht. Sinnend blickte ſie vor ſich hin; dann ſagte ſie: „Ein Mittel weiß ich nur, von welchem ich einen glücklichen Erfolg erwarten kann. Iſt jemand im Stande, meinen Sohn zu befreien, ſo iſt es mein — ſo iſt es der Vater meines Theſeus, welcher noch vielgeltende Univerſitätsfreunde hier beſitzt und auch durch die Feder, ſo wie durch ſeine Doctorwürde viel bewirken kann. Zwar hätte ich nach dem letzten ſchweren Gange nicht geglaubt, daß ich einen noch ſaurern würde gehen müſſen: allein, für ſein Kind iſt man ja ſelbſt in den Tod zu gehen bereit, warum nicht auch zu einem — ungetreuen — Gatten!" .

Sie machte ſich fertig und ging. Sibille in ihrer Herzensangſt begleitete ſie. Man ſah es dem Gange der Doctorin an, daß ihr der Weg ſauer wurde. Auf der Rosmaringaſſe angelangt, ſtieg jene in das zweite Stockwerk hinauf, Sibille hingegen verſprach, der Doctorin Rückkehr unten abwarten zu wollen. Nach zehn peinlich verſtrichenen Minuten kam dieſe wieder und zwar mit verhülltem Antlitze — ſchluchzend — zerknirſcht.

Er hat mich nicht einmal vorgelaſſen —" erzählte ſie vergehend — „mir durch die Magd ſagen laſſen, wie es um den Jungen nicht Schade wäre, wenn er auch Soldat werden müßte —, nicht einen Tritt wollte er ſeinetwegen thun und — mich endlich fortpacken heißen."

Siehe da, ein gebeugtes Frauenpaar, von welchem eine ſo rathlos war als die andere!

„Ein und zwanzig, zwei und zwanzig — den Bauch hinein, die Bruſt heraus — ein und zwanzig, zwei und zwanzig — potz Himmeltauſendſapperment — wann endlich wird es werden? Halt!"

Die Rekrutenreihe, von Theſeus angeführt, ſtand wie die Mauern des Zwingers, in deſſen weitem Raume das Exercitium Statt fand. Der Unterofficier Wiedemann nahm ſein Hütchen vom Haupte und wiſchte ſich

mit seinem bunten Schnupftuche die hellen Schweißtropfen aus der Stirne. „Ein saurer Bissen Brot, das Amt eines Exerciermeisters! —" seufzte er. „Da soll man aus solchen rohen, ungeschlachteten Stücken Menschenfleisches parademäßige Soldaten herstellen. Theezeug Liebeskind, der Gescheidteste unter der ganzen Rotte, laß' die Bursche einmal sich richten. So! und nun auf das rechte, dann auf das linke Bein gestellt und eine Weile balancirt! O wie tölpisch! Doch dort kommt der Herr Lieutenant von Wackewitz. Aufgepaßt, rechts richt't euch!"

Der Officier musterte die Rekrutenreihe, stach diesem mit der Faustspitze in die Kniekehle, daß der Bursche zusammenknickte, richtete jenem mittels der erfaßten Ohren das schief gehaltene Haupt gerade, drückte einem dritten den Unterleib hinein, einem vierten das Hütchen aus der Stirne und haderte zuletzt mit Theseus, daß er das Kinn zu sehr in die Halsbinde drücke.

„Höher!" gebot er, mit seinen Fingern nachhelfend. „Immer höher! noch höher!"

Des Theseus Antlitz machte jetzt so ziemlich kehrt mit dem blauen Himmel über ihm. Als des Lieutenants Hand vom seinem Kinne jetzt abließ, fragte jener ernst: „Mein Herr Lieutenant!"

„Was soll sein, Er Mohrenelementer!"

„Soll ich denn immer so stehen wie jetzt?"

„Ei freilich, deshalb habe ich dich ja eben so gerichtet."

„Nun, wenn dem so ist, so leben Sie recht wohl; denn auf dieser Erde sehe ich Sie dann nimmer wieder."

Dieß war auch wirklich wahr. Wiedemann lachte hinter des Officiers Rücken in's Fäuſtchen; bei den übrigen Rekruten blitzte es im Geſichte wie fernes Wetterleuchten, dem der laute Donner nur fehlt, der Lieutenant aber machte ſich ſtark und verſetzte grimmig: „Kerl! ſei Er nicht naſeweis oder ich haue Ihn mit der Klinge, daß Er ſtürzt.“

„Gnädiger Herr Lieutenant —“ ſprach hier Wiedemann vermittelnd — „der Rekrut da iſt des Pauken-Doctors leiblicher Sohn und deshalb, denkt er, kann er ſich eine Gurke mehr herausnehmen wie die anderen. Uebrigens iſt er mein beſter Mann.“

„Unterofficier Wiedemann —“ gebot Wackewitz — „Er läßt den Rekruten da, zur Strafe für ſein vorlautes Sprechen, heute mit alſo gerichtetem Haupte fortexerciren. Wornach zu richten.“ Er ging.

Die Uebungen begannen von Neuem, bei welchen Theſeus die Erſcheinungen des Himmels zu ſtudiren hinlänglich Zeit hatte, denn nur der Rumpf machte mechaniſch mit, was ihm befohlen wurde.

Indeß Theſeus mit ſeinem Haupte im Himmel ſchwebte, ließ ſich plötzlich eine bittende Stimme auf Erden vernehmen. „Herr Unterofficier —“ ſprach dieſelbe — „erlaube Er mir doch einmal, mit dieſem Burſchen da einige Worte zu ſprechen. Ich will denſelben auch gar nicht im Exerciren ſtören; er kann dabei immer ſchultern, Gewehr hoch machen und marſchiren.“

„Das wollt' ich mir auch ausgebeten haben —“ verſetzte der Krieger, und Meiſter Eifel wendete ſich nun an ſeinen vormaligen Geſellen. „Mein Theſel —“ hob er an — „ich ſtecke in großer Noth. Du fehlſt mir aller Orten und Enden; dazu liegt der Rinaldo noch auf einer Stelle,

und nirgends iſt ein Geſelle zu bekommen. Gleichwohl habe ich Arbeit über Arbeit, die ich mit dem kleinen David und dem einfältigen Lehrburſchen unmöglich allein bezwingen kann. Das Alles möchte aber noch ſein, wenn nur dieſer alte Kopf nicht ſo vergeßlich wäre. Ach, gutes Theſelchen, Gott iſt mein Zeuge, daß ich Alles verſucht habe, dich von dem verfluchten Soldatenſtande loszukaufen —"

„Herr! ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten —" fiel hier Wiedemann zornig ein. „Weit rühmlicher iſt es, den Pallaſch und die Muskete zu handhaben, als das Winkelmaaß und die Schmiege. Soll das Land ſchutzlos bleiben? Ha, die Preußen würden Ihn ſammt ſeinen Leimtiegeln alsbald in den Teltower packen, ſtänden wir nicht vor dem Riſſe."

Dieſe Rede überhörend, fuhr Eiſel fort: „Tauſend Thaler habe ich für deine Freilaſſung geboten, doch dieſelbe nicht durchſetzen können."

„Das macht der Preußenkönig mit ſeinen Blauröcken —" bemerkte Wiedemann milder — „die uns die Zähne vorweiſen wollen."

„Theſel, ich bitte dich! ſprich: ſollte der Wäſchſchrank für die Baronin von Heller vier oder fünf Fächer bekommen?"

„Vier!" verſetzte der Gefragte, unverrückt in die Wolken ſchauend.

„Und hat der Geheimerath von Tüffel den Pfeilertiſch mit Bocks- oder Tiauenfüßen beſtellt?"

„Mit Tauenfüßen!"

„Ich beſinne mich. Aber, mein guter Junge! biſt du böſe auf mich, daß du mich nicht anſehen magſt? Zwar, ich fühle es, daß ich Schuld an deinem Unglücke bin, doch gewiß nicht mit Vorſatz."

„Ich darf Ihn nicht anſehen —“ verſetzte Theſeus und trat im Fortſchreiten ſeinem Vordermanne derb auf die Füße.“

„Kann Er nicht ſehen?“ zürnte Wiedemann. „Er tritt ja ſchier ſeinem Vordermanne das Fleiſch von den Knochen!“

„Kann nichts dafür —“ entgegnete Theſeus reſignirt — „Wer befohlenermaaßen im Himmel ſein muß, kann ſich nicht um die miſerable Erde bekümmern.“

„Und meine Sibille —“ ſprach der Tiſchler — „hat mir auch noch einen Auftrag —“

„Wie? was?“ unterbrach ihn ſchnell der Rekrut — „Sibille —“

„Alle Wetter!“ zürnte Wiedemann — „Kopf in die Höhe! Hat Er nicht eben erſt die Erde ſchlecht gemacht und fährt gleichwohl aus dem Himmel?“ Mit Gewalt ſchraubte er dem widerſpenſtigen Rekruten das Kinn empor. „Ueberhaupt —“ fuhr der Unterofficier fort —“ verbitte ich mir nun alles weitere Sprechen. Die paar Worte ſind längſt gefallen. Will der Meiſter weiter mit ſeinem ſonſtigen Geſellen ſchwatzen, mag er ihn auf den Abend zu ſich bitten.“

Dieß geſchah auch, doch wollte das Exerciren ferner nicht dem neugierigen Theſeus behagen oder gelingen. Er machte Fehler über Fehler, ſo daß Wiedemann beinahe von ſeinem Stocke Gebrauch gemacht hätte.

In der Zeit, wo vorliegende Erzählung ſpielt, wohnten die Soldaten von Dresdens Beſatzung noch in Privathäuſern, namentlich bei alten Wittwen, welche für ein Billiges den Kriegsſöhnen eine Stube oder Kammer abtraten, für ſie die Aufwartung beſorgten und dabei einen kleinen Gewinn hatten. Der Leſer ſieht ſich jetzt in eine derartige Soldatenwohnung verſetzt und wird Zeuge von einem Schauſpiele ſonderbarer Art. Monturen werden ausgeklopft und gebürſtet, Schuhe geſchwärzt, Soldatenhüte mit Bier aufgefärbt, Metallknöpfe blank geputzt, Musketen und Pallaſche in Glanz geſetzt, Tornißer gepackt und Feldflaſchen vom Roſte befreit. Nachdem dieſes lärmende Geſchäft vorüber, beginnt ein anderes von ſtillerer Natur. Der Unterofficier Wiedemann verwandelt ſich plötzlich in einen Haarkräusler, der mit Zopfband, Pommade, Puder, Haarwickeln und Brenneiſen behende umzuſpringen weiß. Vor ihm ſitzen auf hölzernen

Stühlen mit niedriger Rückenlehne 4 junge Krieger, deren natürlicher Haarschmuck unter Wiedemanns Fäusten eine außerordentliche Veränderung erleidet. Das blonde, braune und dunkelschwarze Haar wird zum weißen, in Zöpfe gebunden und zu Locken gedreht, welche, zwei kleinen Bäßchen ähnlich, die Schläfe der Martissöhne zieren. „Nun rührt euch nicht!“ ruft er nach vollbrachter Arbeit den 4 gekleisterten Köpfen zu, die wie die Mauern steif und unbeweglich sitzen müssen. Jetzt bringt der Künstler sein eigenes, bereits ergrauendes Haar in Ordnung und verurtheilt sich dann selbst zu derselben Unthätigkeit wie seine Untergebenen. So sitzen die fünf Männergestalten mit unbeweglichen Häuptern gleich Wachsbildern da, nur die unvermeidlichen, das Haupt nicht betreffenden Regungen sich gestattend.

„Jungen!“ redet sie der greise Krieger an — „haltet euch brav und schonet eurer Frisur! Sie ist schneller niedergerissen als aufgebaut. Wir sind keine Stunde sicher, daß der Generalmarsch getrommelt wird und unwiederbringlich dahin wäre eure und meine Reputation, erschienet ihr mit verschobenen Locken und ausgegangenem Zopfe bei der ersten Musterung. Wie müßtet ihr denn thun, wenn ihr eine lange Nacht, Gewehr im Arme, dem Feinde gegenüber ständet? Das hier ist nur ein Kinderspiel gegen den Krieg, in den wir schon übermorgen ziehen werden. Dann übernehmen die feindlichen Klingen und Flintenkugeln, uns die Frisur zuzustutzen, bis ein 24 Pfünder uns den Mund für immer stopft. He, Holder! Schlafmütze! du wirst noch vom Stuhle fallen und meine ganze Mühe vergeblich machen. Priestel! was hat nur deine Hand immer hinter dem linken Ohre zu suchen? — Wißt ihr kein Ammenmährchen zu erzählen, auf daß euch

die kurze Julinacht ſo ſchnell vergehe, wie vor Zeiten einem Kalifen tauſend und eine?“

Alſo trieb es Wiedemann bis zum Morgen, wo die um fünf Uhr ertönende Lärmtrommel ſeine jungen Soldaten bereits marſchfertig und in wohlerhaltenem Zuſtande fand. Nur ſechs Stunden ließ der Generaliſſimus die bepackten Krieger auf die Muſterung warten, denen wenigſtens ſo viel Zeit blieb, recht vernünftige Betrachtungen über die Tugend der Geduld und Enthaltſamkeit anzuſtellen. Theſeus Liebekind ſtand am Nachmittage deſſelbigen Tages Schildwache vor der Wohnung ſeines Oberſten, die am Altmarkte gelegen war. Er fühlte des Torniſters Laſt auf ſeinem Rücken, doch mehr noch den Schmerz im Herzen über die Trennung von der Mutter, dem Bruder, dem Meiſter und — — von Sibillen! Nur wenige Stunden noch war es ihm vergönnt, in ſeiner Vaterſtadt zu weilen und wer bürgte ihm, daß er dieſelbe je wieder ſah? In tiefe Gedanken verſunken ſchritt er vor dem Hauſe auf und ab, nicht achtend, daß ein, in dieſer Jahreszeit ungewöhnliches, Huſten in ſeiner Nähe ertönte. Endlich zeigte ſich ein hochrother Gegenſtand vor ſeinem Auge, ſo daß er faſt gewaltſam zu ſich ſelbſt gebracht wurde. Beinahe wäre ihm hierauf die Flinte vor Schreck entfallen, denn — Sibille war es, welche mit niedergeſchlagenem Auge dicht an ihm vorüberging. In der damaligen Zeit, wo die gemeinen Soldaten noch meiſtentheils aus Taugenichtſen, liederlichen Burſchen, gewaltſam gepreßten Handwerksburſchen und Tagelöhnern zuſammengeſetzt waren, durfte ein ehrbares Mädchen, wollte ſie nicht ihren guten Ruf verlieren, öffentlich mit keinem Krieger, am allerwenigſten mit einer Schildwache, verkehren. Dieß wußte Theſeus und darum wagte er

auch nicht, ſeine Meiſterstochter anzuſprechen; jedoch blieb ihm unbenommen, das ängſtlich dahin trippelnde Kind wenigſtens mit ſeinen Augen zu verſchlingen. Allein wie ward ihm, als er daſſelbe ſtehen bleiben, ſich umdrehen und ihn mit trübem Blicke anſchauen ſah! Doch Theſeus beſtand den harten Kampf mit ſich ſelbſt. Er machte keine Miene, ſich dem Mädchen weder zu nähern noch daſſelbe anzureden. Darauf ſah ſich Sibille ſcheu rings um, ſchritt auf die verſteinerte Schildwache zu und ſagte mit gepreßter Stimme: „Alſo wirklich ſoll es morgen früh ſchon fortgehen?“

„Morgen früh, Jungfer Sibille —“ verſetzten des Jünglings bebende Lippen.

„Nun, ſo lebe Er recht wohl und vergeſſe Er uns nicht.“ Sie hielt ihm die Hand zum Abſchiede hin, in welche er mit voller Seele einſchlug. Bevor er ſich von ſeiner freudigen Beſtürzung erholen konnte und das ſchwere Geldpäcktchen in ſeiner Hand gewahrte, war deſſen Spenderin auf Windesflügeln entſprungen. Jetzt wandelte der junge Soldat auf puren Roſen und Vergißmeinnichten, bis die Ablöſung und mit ihr zugleich eine Schreckensbotſchaft kam. Er ſei arretirt, hieß es, weil, wie der Herr Oberſt aus dem Fenſter geſehen, er auf der Poſt Geld angenommen habe, welches Vergehen ſofort mit 10 Stockſchlägen geahndet werden müſſe. Als Theſeus in die Wohnung des Oberſten heraufgebracht wurde, fand er daſelbſt bereits alles zur Execution Erforderliche vor — eine Schütte Stroh und einen Unterofficier mit bereit gehaltenem Stocke daneben, welcher jedoch erſtarrte, als er des Gulpaten anſichtig wurde. Es war Wiedemann, der ſich's nicht hatte träumen laſſen, daß er zu Abſtrafung ſeines Goldſohnes herbeigeholt worden ſei.

„Mir das! Junge!“ rief er tief erſchüttert aus. Dann ſuchte er bei dem Oberſten um ein kurzes Gehör nach.

„Ew. Gnaden —“ ſprach er im Laufe ſeines Vortrages — „es war des Jungen Schweſter, die ihrem Bruder die paar Pathenpfennige in die Hand drückte. Von einer Beſtechung kann hier alſo gar nicht die Rede ſein. Laſſen Ew. Gnaden den Mann heute zu Schanden hauen, ſo kann er morgen nicht mit ausrücken und das Regiment zählt einen braven Kerl weniger. Bedenken überdieß Ew. Gnaden, daß ich mir den Burſchen erſt nach der Hand gezogen und meine wahre Luſt und Freude an ihm bisher gehabt habe. Und ich ſelbſt ſoll ihm nun die Knochen zerſchlagen!“

Der Oberſt blieb unerbittlich und Wiedemann trat traurig ab. In der nächſten Minute meldete die Ordonanz dem Oberſten, wie der Unterofficier Wiedemann ſich die rechte Hand bedeutend zerſchnitten, indem er dem Arreſtanten das Seitengewehr abgenommen habe, und ſolches dabei unvermuthet aus der Scheide geſchlüpft ſei. Er müſſe demnach den Herrn Oberſten bitten laſſen, einen andern Unterofficier an ſeiner Statt zu beordern, indem er nun zur Execution als untauglich ſich fühle. Der Oberſt aber merkte etwas, befahl die Execution aufzuſchieben und den Unterofficier Wiedemann zu entlaſſen, damit er verbunden werden könne. Nach einer Stunde trat Meiſter Eiſel, gefolgt von ſeinem Geſellen David und dem Lehrburſchen, die eine leere Trage trugen, aus des Oberſten Hauſe. „In meinem ganzen Tiſchlerleben —“ ſprach er vor ſich hin — „habe ich ein ſo ſchönes Stück von Arbeit nicht ſo freudig fortſchaffen laſſen, als dieſes. Der gute Junge iſt's aber auch werth und zehnmal ſo viel Glas-

ſchränke wollte ich hingeben, könnte ich ihn damit von den leidigen Soldaten loskaufen."

Daheim aber benetzte der begnadigte Theſeus die verbundene Hand Wiedemanns mit heißen Dankeszähren. „Vater Wiedemann —" ſchluchzte er — „ſollte je eine Zeit kommen, wo ich Seiner nicht gedenken wollte: ſo halte Er mir dieſe, Seine rechte Hand vor die undankbaren Augen und ich werde —"

Er vermochte nicht weiter zu ſprechen. Wiedemann aber brummte: „Hm! ungeſchicktes Fleiſch war's und nichts weiter, das mich in die Klinge greifen ließ. Warum machſt du alſo ſo viel Aufhebens davon? Künftig ſündige nur nicht wieder, auf daß dir nicht noch Aergeres widerfahre."

Die ganze ſächſiſche Armee war bei Struppen gefangen und unter die Preußen geſteckt worden, lief jedoch bei der erſten Gelegenheit davon und ſammelte ſich in Ungarn wieder unter den Befehlen des Prinzen Xavier, der ſie ſpäter nach Sachſen zurückführte. Vier Jahre ſchon hatte der leidige Krieg gewährt und Sachſen darunter am meiſten gelitten. Preußens tapfrer König hielt Dresden eingeſchloſſen und ſchickte ſich an, daſſelbe zu bombardiren, auf daß es den preußiſchen Adlern willig ſeine Thore öffne. Dresdens öſtreichiſche und ſächſiſche Beſatzung brannte die Vorſtädte nieder und traf alle Anſtalten, das Vorhaben der Feinde mißlingen zu laſſen. Angſtvoll aber ſahen die Bewohner von dem Dache ihrer Häuſer draußen auf den Anhöhen bei Räcknitz und weiter hin die Wurfgeſchütze auffahren, die über ſie Tod und Verderben ausſpeien ſollten. Das werthvollere Ei-

genthum ward in den Kellern geborgen, was aber die Furchtſameren waren, ſo flüchteten dieſe nach der Neuſtadt hinüber, wo man die bei den Scheunenhöfen errichtete preußiſche Batterie glücklich zuſammengeſchoſſen hatte, ſo daß wenigſtens dieſer Stadttheil einen Zufluchtsort darbot. In dieſen Tagen der Aufregung und Gefahr war es, daß man einen Menſchen feſt gebunden in die Hauptſtadt einbrachte, dem das Geſchrei voran lief, daß es ein preußiſcher Spion ſei; Grundes genug, eine zahlreiche Begleitung Volks um ihn zu ſammeln. Bald ging der Ruf von Mund zu Munde: „Der Pauken-Doctor iſt's, der den Spion gemacht hat und mor-

gen ſchon gehenkt werden wird.“ — Nun iſt das Amt eines Spiones ein ſo niederträchtiges, mit allgemeiner Verachtung gebrandmarktes, daß unter den Hunderten, welche den Gefangenen einbringen ſahen, auch nicht eine

Stimme des Mitleids laut wurde; vielmehr hörte der Letztere nur Verwünschungen über sich ausstoßen. Des Doctors Gestalt hatte eine große Veränderung erlitten in den 4 letzten Jahren. Zwar besaß sein Körper noch etwas von der alten Fülle, allein diese hing schwammig und welk an dem Knochengebäude. Das Antlitz sah erdfahl aus und nur die Nase thronte als ein glühender Leuchtthurm in demselben. Das mit Grau bereits sich mischende Haupthaar war ohne Puder und Frisur, hing vielmehr struppig in das Gesicht herein. Sein Anzug, einst kostbar gewesen, zeigte, wie tief sein Besitzer herabgesunken sei. Nicht blos der Krieg mit seinen Drangsalen hatte das Amt der Nemesis bei dem Pauken-Doctor übernommen; die meiste Schuld der großen Veränderung trug die sinnlose Verschwendung, welcher das neue Ehepaar sich hingegeben gehabt hatte. Als nach wenig Jahren der bethörten Bäckerswittwe nur noch das überschuldete Haus von ihrem ganzen Reichthume übrig geblieben, hatte sie sich von ihrem Ehemanne aus eigener Machtvollkommenheit getrennt und ihn seinem eigenen Schicksale überlassen, welches in einer Zeit, wo man, des Krieges wegen, eines Pauken-Doctors nicht mehr bedurfte, ein klägliches war. Noch lange, nachdem der angebliche Spion in eine feste Kasematte gesperrt worden war, stand der Volkshaufen in deren Nähe, Betrachtungen über die schnelle Wandelbarkeit des irdischen Glückes anstellend.

Um elf Uhr in der nächsten Nacht wurde die Schildwache vor des Spions Gefängnisse abgelöst und eine andere dafür hingestellt. „Du hast —" belehrte sie der Gefreite — „darauf besonders zu sehen, daß der Gefangene nicht entwischt. Geschieht dieß durch deine Schuld, so bekommst du die Kugel vor den Kopf oder den Strick um den Hals."

Der Soldat ſagte hierzu kein Wort, ſchulterte und ſchritt, nachdem die Patrouille ſich entfernt hatte, langſam auf und ab. Doch bald veränderte ſich die Scene. Der Krieger ſtellte ſeine Flinte in's Schilderhäuschen und begann eifrig, doch mit Vorſicht, an der ſtammhaften Thüre der Kaſematte zu arbeiten. Es ſchien, als wüßte er mit dergleichen Holzarbeit gut umzugehen, denn noch vor Verlauf einer halben Stunde war das Thürſchloß umſägt und das Gefängniß eröffnet. Der Gefangene, in deſſen Auge jedenfalls kein Schlaf gekommen war, taumelte heraus, traute ſeinen Augen nicht und ließ ſich erſt von ſeinem Befreier zur ſchleunigen Flucht ermahnen. Doch war der Doctor noch nicht ſo ganz verdorben, daß er nicht vorher einige Worte des Dankes ſeinem Retter hätte widmen mögen. Derſelbe blieb aber ſelbſt dann ſtumm, als jener nach deſſen Namen forſchte. Der Doctor ſtand ſchon auf dem Sprunge, als er ſich nochmals an die verſteinte Schildwache mit den dringend ausgeſprochenen Worten wendete: „Freund, Retter! fliehe mit mir! Jedenfalls bringſt du deinen Kopf in Gefahr, bliebſt du nach meinem Entweichen hier zurück. Ich aber kenne alle Schliche und Wege, um uns beide außer Gefahr zu bringen.“

Die Schildwache ſchüttelte das Haupt. „Mein Weg und der Eurige —“ ſprach ſie dumpf — „gehen weit auseinander. Wollt Ihr mir jedoch vergelten, ſo bekennet mir jetzt vor Gott, dem allwiſſenden Herrn, ob Ihr wirklich habt das Vaterland an den Feind verrathen wollen?“

„Ja —“ verſetzte der Doctor tief erſchüttert, — „ich geſtehe, daß ich tief gefallen bin, doch nicht ſo weit, um der mich beſchuldigten That fähig zu ſein. Der Schein iſt zwar gegen mich, doch bin ich kein Verräther, ſo wahr mir Gott helfen wolle in meiner Todesſtunde.“

„So geht mit Gott!“ verſetzte der Soldat freudig und ging, ſeine Flinte zu holen. Kaum war der Doctor im Dunkel der Julinacht verſchwunden, als draußen im preußiſchen Lager ein dumpfer Donner ſich erhob. Nach wenig Secunden zeigten ſich am Firmamente rothglühende Sternchen, welche gleich einer ſteigenden Rakete einen Halbkreis beſchrieben und nicht weit von der Schildwache als zu kurz geworfene Bomben in den Stadtgraben ſich begruben. Weit entfernt, ſich in den Bereich der ſichern Kaſematte zurückzuziehen, gab der Soldat vielmehr ſeinen Körper recht gefliſſentlich der drohenden Gefahr preis, indem er — wie er zu ſich ſelbſt ſagte, lieber durch eine Bombe als durch den Strick zu ſterben wünſchte. Als die niederſchlagenden Bomben häufiger und richtiger geworfen wurden, ſahen ſich die Einwohner ziemlich unſanft geweckt. Nicht lange dauerte es, ſo zeigte ſich die Gluth einer beginnenden Feuersbrunſt über der Webergaſſe. Was aber der Schildwache recht fürchterlich dünkte, war das Schweigen der Lärmglocke und der Trommeln, die ſonſt jeden Ausbruch eines Feuers kund zu machen pflegen. Nur das Raſſeln der herbeieilenden Spritzen und das dumpfe Geſumme der Löſchenden ließen ſich vernehmen. Da keine Glocke in der ganzen Stadt ſchlug, ſo überkam der Schildwache auch die Zeit der Ablöſung noch ziemlich unerwartet. Gefliſſentlich hatte ſie die Thüre der Kaſematte weit offen gelaſſen, ſo daß das Entrinnen des Gefangenen ſofort bemerkt wurde. Er habe — entſchuldigte ſich der Soldat gegen den ſcheltenden Gefreiten — mehr Acht auf die fallenden Bomben als auf den Gefangenen gehabt, was dieſer benutzt zu haben ſcheine.

„Wohl, mein lieber Liebekind, —“ verſetzte der Gefreite trocken —

„so rathe ich dir, die Bomben jetzt noch einmal in gehörigen Augenschein zu nehmen, indem du sie in diesem Leben nie wieder, höchstens vom Galgen aus zu sehen bekommen wirst.“

Darauf ging die Patrouille, den entwaffneten Liebekind in ihrer Mitte, davon. Als sie durch die Schreibergasse nach dem Altmarkte zuschritt, blickte Theseus noch einmal zu dem Hause seines Meisters auf, in dessen Wohnung die Fenster erleuchtet waren. „Ade, liebe Sibille, mein Todesbräutlein!“ lispelte er. In demselben Augenblicke, wo eine Feuerspritze bei den Soldaten vorüberjagte, die Thüre von Eisels Hause sich öffnete und Theseus seine letzten Segenswünsche stammelte, schlug eine Bombe mit betäubendem Krachen mitten unter die Gruppe hinein, daß Menschen, Pferde und Spritzentheile auseinander stoben. Nachdem die Hohlkugel sich entladen und der erste Schrecken sich gelegt hatte, untersuchte man die Verwüstungen, welche jene an Menschen und Thieren angerichtet hatte und die nicht unbedeutend waren. Die eine Halbschied der Patrouille sammt dem Gefreiten war getödtet, die andere gefährlich verwundet. Ob der Gefangene unter den Gebliebenen sei oder sich gerettet habe, konnte man bei der Verstümmelung mehrer Gesichter nicht ausfündig machen, daher die Sache unentschieden blieb und auf sich beruhen mußte. Auch wurde über den Schrecknissen des 16tägigen Bombardements der verschwundene Liebekind gar schnell vergessen.

In dem Hinterstübchen eines Hauses der brennenden Altstadt-Dresden lag eine kranke Person, der Bekleidung nach eine weibliche. An ihrem

Bette ſaß eine Matrone und ein junges Mädchen, von denen die Erſtere ihren Blick nach dem Fenſter, die Andere auf die Kranke gerichtet hielt. Hinter einem Schirme brannte ein kleines Lämpchen, aber, obgleich tief in der Nacht, war das ganze Gemach ziemlich erhellt. Man vernahm das Krachen einſtürzender Dachſparren, das Geſchrei von Menſchen, das erneute Niederfallen der Bomben und das Raſſeln vorüberjagender Spritzen. Plötzlich überſtrömte ein lichter Glanz das Stübchen. Die alte Frau ſprang auf und trat händeringend an das Fenſter, welchem gerade gegenüber eine rieſige Brandfackel in die dunkle Luft aufflammte. Es war der

..te Kreuzthurm, der klar wie eine Kerze jetzt brannte und ein fürchterlich schönes Schauspiel gewährte. „Kind —" wendete sich nun die Matrone an das Mädchen — „wir sind wirklich nicht mehr sicher hier. In den Keller willst du nicht kriechen, und auch ich mag mich der Gefahr des Verschüttens nicht aussetzen, gleichwohl wird unsre Lage mit jeder Stunde bedenklicher. Vielleicht hielte die Kranke doch das Tragen in eine ruhigere Stätte nach Neustadt aus."

„O nein, Mutter!" bat Sibille — „er — sie stirbt uns am Ende unter den Händen. Und hat uns Gott der Herr nicht wunderbarlich erhalten mitten in Brand und Noth? Noch hat keine Bombe in unserm Hause gezündet — ein Fingerzeig für uns, daß wir dasselbe nicht verlassen sollen."

Hier trat Meister Eisel in's Gemach. „Der heillose Krieg!" seufzte er — „selbst des Heiligsten schont er nicht! Bald wird unsre liebe Kreuzkirche nur noch ein Schutthaufen sein. Hu! wie das brennt! Nun, Gott gebe nur, daß der Thurm nicht unglücklich fällt und vollends vernichtet, was noch von Häusern um ihn her steht."

„Vorwärts, Kameraden!" phantasirte die Patientin trotz eines Kriegers in der heißen Schlacht — „dreht die Flintenkolben um — schlagt zu auf die Feinde, daß sie nimmer wieder erstehen. Seht ihr dort den Galgen winken und den Henkersknecht meiner harren? Keine Pauken, Sibille' laßt mich los, Mutter! ich gehe ja nicht aus der Welt."

„Noch immer ohne Besinnung!" klagte die jugendliche Krankenwärterin, mit besorgtem Blicke ihren Patienten betrachtend. Eisel hingegen sagte: „Wie gut, daß wir unsern Nothpfennig nicht dem Keller anvertrau-

ten, wie ſo viele unter uns gethan haben. Denn die Oeſtreicher räumen Alles aus, was nur von einigem Werthe iſt, und machen ſich ſomit für ihren Schutz ſchon ſelbſt bezahlt.“

Noch manche Stunde lang leuchtete die Kerze des Kreuzthurms in der angſtvollen Nacht, bis der Letztere unter einem donnerähnlichen Krachen zuſammenſtürzte.

„Wie die Erdſchollen dumpf auf meinen Sarg fallen —“ meinte die Kranke, in ihrer Fieberhitze den Sturz des Thurmes alſo deutend. Am nächſten Tage trugen Jungfer Sibille und ihr Vater auf der letzten, ihnen verbliebenen, Trage die wohl eingepackte und verhüllte Kranke nach der Neuſtadt hinüber. Frau Eifel begleitete ſie, beladen mit mancherlei Habſeligkeiten. Auf der Mitte der Brücke wallte ihnen ein Volkshaufe entgegen. „Der Pauken-Doctor! der Pauken-Doctor!“ war das allgemeine Feldgeſchrei, welche auf die Patientin einen ſichtbaren Eindruck hervorbrachte, denn ſie ſuchte ihre Hände frei zu machen und das Haupt zu erheben. Die beiden Träger ſahen ſich genöthigt, ihre Bürde nieder zu ſetzen und den Zug vorbeizulaſſen, in deſſen Mitte wirklich der Doctor Liebekind einherſchritt — ungefeſſelt, obſchon von einem Unterofficier begleitet.

„Kein Spion — ein Patriot bin ich!“ rief der Doctor. „Vom Feldmarſchall Daun aus Böhmen komme ich und bringe gute Botſchaft. Binnen kurzem ſollen die Blauröcke vor Dresden abziehen müſſen. Es lebe Daun und der wackere Soldat, der mich von der hänfenen Schlinge errettete.“

„Er lächelt wieder, Vater! wirklich, er lächelt wieder!“ ſagte Si-

bille, welche der Kranken verſchleiertes Haupt unterſucht hatte, mit phirenden, fröhlichen Tönen. Eifel jedoch legte erſchrocken den Zei auf die Lippen und ſagte: „Scht! biſt du von Sinnen?“

Daß dieß nicht der Fall ſei, bewies Sibille jetzt, indem ſie wieder ergriffenen Trage ſo ſchnell davon lief, daß ihr Vater kaum zufolgen vermochte. Und ſie hatte auch alle Urſache zur Fröh denn die wieder lächelnde Kranke war ja der liebe Theſeus, Vater in der Verwirrung, welche die niedergeſchlagene Bombe a tet, verwundet zwar, doch lebend in ſein Haus gezogen und biel pflegt hatte.

Dresden war gerettet, doch ein großer Schutthaufen geworden, in welchem Eifels Haus zu den wenigen gehörte, die in der Nähe des Altmarktes nicht eingeschossen oder eingeäschert worden waren. Zwar hatte das niedere Gebäude auch gelitten, doch im Vergleich mit den benachbarten, nur wenig. Desto leerer sah es dafür in seinen Räumen aus, die wenig mehr als die 4 nackten Wände zeigten. Theseus Liebekind war in Folge eines nicht ganz beseitigten Beinschadens als invalid verabschiedet worden und tischlerte eifrigst in seines alten Meisters Werkstatt, der den treufleißigen Gesellen mit seiner Tochter bereits verlobt hatte. Die Trauung hingegen war bis auf unbestimmte, bessere Zeiten hinausgeschoben worden. „Denn —" sagte Eisel — „wie kann Hochzeit sein ohne Ausstattung? Und Ausstattung ohne Geld?" Das Geld aber und geldeswerthe Papiere hatte der Meister versteckt, doch wußte er nicht mehr wo?

„Seufel, geliebtes Tagebuch —" hatte Eisel hundertmal schon gesagt — „nur dieß eine Mal zeige mir an, wohin ich die blecherne Bratröhre mit den Goldfischen und den Kammerscheinen gethan habe. Sie ist gut aufgehoben, versichere ich dir, doch wo? wo? Da sitzt der Knoten! Und meine Alte ist eben so vergeßlich wie ich, denn ich weiß gewiß, daß ich ihr den Versteck genannt, wohl gar gewiesen habe. Im ganzen Keller ist kein Fleckchen, daß ich nicht schon umwühlt hätte. Und Sibille will auch nichts gehört haben. Freilich, sie hatte genug mit dir zu thun und darum für nichts Anderes Ohr und Auge. Seufel, besinne dich doch! du hattest sonst ja ein so kostbares Gedächtniß. Es ist zu deinem eigenen Besten, denn, sobald die bewußte Bratröhre sich findet, man der Braut das Kränzlein windet."

„Aber, Meiſter! —“ entgegnete der Geſell betrübt — „wie kann ich wiſſen, was Ihr mir nie anvertraut habt? Ich bin ja kein Daniel, der nicht blos die Träume zu deuten, nein ſelbſt zu errathen vermochte.“

„Als du im Hinterſtübchen krank darnieder lagſt und der brennende Kreuzthurm dein Nachtlicht war —“ ſprach Eiſel — „habe ich jedenfalls in deinem Beiſein erzählt, wohin ich meinen Mammon geborgen. Darum beſinne dich!“

Doch Monate verſtrichen und der Schatz fand ſich nicht. Die Schwalbe baute im Frühjahre ihr Neſt und die Henne ſaß brütend im Hühnerhauſe; die Taube auf dem Dache girrte ſo ſehnſüchtig und der Tauber antwortete trommelnd. Theſeus zimmerte die ſchönſten Bettſtellen — keine Arbeit als dieſe ging ihm jetzt raſcher von den Fäuſten — und gleichwohl ſollten ſie nicht für ſeine eigene Hauswirthſchaft beſtimmt ſein. In ſeiner Verzweiflung darüber ließ er wohl gar Worte fallen, daß er trotz ſeines ſchwachen Beines wieder zur Flinte greifen und in den Krieg ziehen wolle, wovon ihn jedoch die Lippen Sibillens noch glücklich wieder ablenkten. Eiſel aber blieb unerbittlich. Eines Tages kam er heim. „Endlich —“ ſprach er — „habe ich einen Fuhrmann bewegen können, die Schutthaufen aus unſerm Hofe fortzufahren. Faſt knieſällig mußte ich den Mann darum angehen; denn ſchuttreich ſind jetzt die meiſten Dresdener geweſen und noch, und eine wahre Noth an Fuhrwerken. Aber das Aufladen müſſen wir ſelbſt beſorgen, indem der Fuhrmann blos den leeren Wagen bringen und den gefüllten abholen wird. Es iſt gut, daß der Hof einmal geräumt wird, der ſchon ſeit Jahren mit altem Schutte verſehen war.“

„Ich helfe mit —“ ſagte Sibille.

„Und ich dazu! —“ fiel Theſeus ein — „Ihr braucht Euch, Meiſter, um nichts zu bekümmern.“

Die Arbeit begann. Braut und Bräutigam ſchaufelten um die Wette. Eine Fuhre nach der andern ging ab.

„Jetzt kömmt der alte Schutt —“ rief nach mehrſtündigem Schwitzen Theſeus fröhlich — „und bald iſt die Sache abgethan.“

Der Haufen war bis zum Häuflein zuſammengeſchmolzen, als des Theſeus Spitzhacke auf einen dumpf erdröhnenden Gegenſtand fiel. „Jetzt kommt der Schatz —“ ſprach er ahnungslos — „eine Braupfanne voll Goldes.“ Plötzlich jedoch ſtieß er ein Freudengeſchrei aus. „Sibille! Sibille! ſchnell!“ rief er und ſprang, mit beiden Händen ein verroſtetes und verbogenes Blechkäſtlein erfaſſend, eiligſt in die Werkſtatt, wo er ſeinen Fund vor dem betroffenen Meiſter auf die Hobelbank niederſetzte. Dann, die ihm nachgeeilte Braut umfaſſend und luſtig mit derſelben in der Werkſtatt herumtanzend, jubelte er: „Hochzeit! Meiſter! Hochzeit, Sibille!“

Eifel hatte ſeinen geborgenen Schatz wiedererkannt und unverkürzt befunden. „Ja —“ ſprach er, ohne erſt zu fragen — „nun fällt mir's wie Schuppen von den Augen. In dem alten Schutthaufen hatte ich die Blitzröhre verſteckt, als eben Holland in Nöthen und die Gefahr vor der Schwelle war. Das Geld wäre da, folglich auch —“

„Die Hochzeit!“ fiel Theſeus ein und Sibille — widerſprach wenigſtens nicht.

Was kümmerte die Glücklichen, daß der Krieg noch in der Ferne tobte? Die Schwalben bauten ihr Neſt ja auch unter den Trümmerhaufen wieder auf! Siehe da Meiſter Eiſels Haus geſchmückt mit Beſemen und den erſten Blumen. Der hochzeitliche Zug kömmt aus der Frauenkirche, der die preußiſchen Bomben nichts anhaben konnten. Das Volk drängt ſich, das glückliche Brautpaar zu ſehen, welches gar ein doppeltes war. Daſſelbe beſtand aus dem Pauken-Doctor, dem der Tod ſeiner zweiten

Frau die erſte wiedergegeben hatte, und aus deſſen älteſtem Sohne nebſt der ſchönen Jungfer Eiſel. Ja, ſie waren glücklich; am meiſten die ſanfte Tulverin — die Doctorin, die in ihren wohlgerathenen Söhnen und dem gebeſſerten Manne ſich ſelig pries. Keine Trompeten und Pauken ertönten zwar bei dem Hochzeitsmahle, doch konnte die reine Freude um ſo lauter erklingen. Nachdem die Geſundheiten der Brautpaare, der Schwiegereltern und Verwandten, der Hochzeitgäſte und ſämmtlicher Anweſenden

getrunken worden waren, erfaßte der einſtige Pauken-Doctor ſein neugefülltes Glas.

„Meinem Retter!“ ſprach er tief ergriffen. „Möge ihm meine Erlöſung aus der Kaſematte nicht das Leben gekoſtet haben! Dieſe Befürchtung iſt der einzige Wermuthstropfen in meinem Freudenkelche.“

„Er iſt nicht umgebracht worden —“ verſicherte die Braut, auf ihren, ſtill und ſelig an ihrer Seite ſitzenden Gatten blickend. „Soll ich's nicht ſagen, mein Teufel?“

„Ach, was weißt denn du davon?“ verſetzte dieſer roth werdend.

„Mehr als du glaubſt —“ antwortete Sibille. „In der Fieberhitze pflegt man zuweilen recht offenherzig zu ſein. Ja, Herr Schwiegervater, Sein eigener, leiblicher Sohn und mein nunmehriger Gemahl war Sein Befreier. Er kann's ihm ja ſchon an den blitzenden Augen abſehen.“

„Herr!“ ſprach Liebekind andächtig — „zu gering bin ich der Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan haſt! Sohn, das vergelte dir der Herr, unſer Gott, noch in Ewigkeit.“

„Und ich —“ verſetzte Theſeus ablehnend — „weihe dieſes Glas den Todten unter dem Graſe. Meinem zweiten Vater — dem Corporal Wiedemann — der Herr verleihe ihm eine fröhliche Auferſtehung!“

Noch klangen die Gläſer, als ein alter Stelzfuß die neugierige Menge der Zuſchauer theilte, welche die Thüre des Hochzeitzimmers beſetzt hielt.

„Ein alter Kriegsmann bittet um einen Zehrpfennig —“ ſprach er und hielt die rechte Hand her.

„Bleib!“ rief Theſeus ſeinem hochaufgewachſenen Bruder Narciß zu, der dem Invaliden die erbetene Gabe zu reichen gedachte. Jener ſchenkte

ein großes Glas Wein an, legte ein Stück Kuchen und einen blanken Gulden darauf und ſchritt auf den Kriegsmann zu, deſſen ausgeſtreckte Hand wie vor Altersſchwäche zu zittern ſchien.

„Da, Kamerad!“ hob Theſeus an und reichte dem Alten das Glas hin. Plötzlich lag daſſelbe mit dem Kuchen- und dem Geldſtücke am Boden, Theſeus ſelbſt aber an dem Halſe des Stelzfußes, dem die Freudenzähren über die braungewetterten Wangen rollten. Nach langer, inn
armung hob Theſeus an: „Vater Wiedemann, in meines wackern
gervaters Hauſe ſtehen noch mehrere Wohnungen leer. Daß
keine Noth leidet, ſoll meine Sorge ſein. Ja,“ rief er feurig
des Greiſes Hand, deſſen innere Fläche eine blutrothe Narbe qu
ſchnitt, hoch empor — „das iſt die edelmüthige Hand, die lieber
nen ſich zerſchnitt als — mich — fuchteln wollte!“

Und ſie freuten ſich Alle und ihre Freude war vollkommen!

Die Brüder.

Erzählung aus der sächsischen Geschichte des Jahres 1446.

Einſt lebten zwei Brüder mit einander im Streite. Dieß iſt nun niemals gut, beſonders ſchlimm aber, wenn die Streitenden Fürſten ſind, weil dann die armen Unterthanen am meiſten darunter zu leiden haben. Alſo war es auch wirklich der Fall. Die beiden uneinigen Brüder hießen Friedrich und Wilhelm. Jener war Kurfürſt und dieſer Herzog von Sachſen. Die größte Schuld der beklagenswerthen Uneinigkeit trugen die böſen Rathgeber der zwei Brüder, beſonders ein gewiſſer Apel von Vitzthum, welcher auch ſpäter den verdienten Lohn von ſeinem Herrn, dem Herzoge Wilhelm, dafür empfing. Sechs lange Jahre währte der Streit, in welchem die Länder der beiden Fürſten gegenſeitig verwüſtet wurden, und Sengen, Brennen, Plündern und Morden an der Tagesordnung war. Ein edelmüthiger Zug des Kurfürſten Friedrich machte endlich dem blutigen Kampfe ein Ende und erwarb ihm den Zunamen „der Sanftmüthige". Es kam nämlich ein Hakenſchütze und erbot ſich gegen den Kurfürſten, deſſen Gegner aus dem Wege zu räumen, indem er ihn mitten aus ſeinen Leuten niederſchießen wollte. Da verſetzte der Kurfürſt: „Schieße, wen du willſt, nur meinen Bruder nicht —" welche Worte dem Wilhelm hinterbracht wurden und dieſen zur Verſöhnung geneigt machten. In dieſe trau-

rige Zeit des Bruderkrieges, welcher vom Jahre 1445 bis 1451 dauerte, fällt nachstehende Erzählung, von welcher der Verfasser wünscht, daß sie den Lesern nicht mißfallen möge.

In die Schächte und Stollen des Himmelsfürsten bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge tönten die Klänge der Schichtglocke hinab, und verkündeten den, in der Erde Eingeweiden wühlenden, Menschen willkommene Erlösung. Hin flog Häustel und Schlägel, Spitzhacke und Haue, die Grubenlichter wurden in die Wetterkasten zurückversetzt und diese vorn am Häutel befestigt, um bei der Auffahrt den Weg zu erhellen. Zwei Bergleute, welche die acht Stunden der Schicht einträchtig neben einander gearbeitet hatten, schickten sich nun gleichfalls an, die Grube zu verlassen. Als der Jüngere von ihnen den Fuß auf die erste Sprosse der Fahrt setzen wollte, sah er sich von seinem Kameraden wider Erwarten zurückgehalten.

„Nicht so? Dittel!“ hob der Letztere mit gar ernster Stimme an — „ehrliche Hand geht durch's ganze Land?“

Der Angesprochene, obschon bleich wie alle Bergleute, wurde auf die Frage noch blässer und sah seinem Gegner bestürzt in's Antlitz, wobei er einige unverständliche Laute herstotterte.

„Der Weg, den du betrittst —“ fuhr jener strafend fort — „führt zum Galgen und in die Hölle. Laß dich warnen, bevor es zu spät wird. Du hast ein Stück Silberstufe eingesteckt. Thue das unrechte Gut von dir, damit es dich nicht verderbe.“

„Bernd!“ rief jetzt Dittel beleidigt — „faselst Du?“

„Wirst du augenblicklich das Silbererz in deiner Tasche herausgeben?“ sprach Bernd ruhig und fest. „Wo nicht, so zeige ich's dem Obersteiger an und du wirst gehenkt.“

„Meinst du etwa das Stücklein Bleiglanz —“ rief Dittel mit erzwungenem Lachen, indem er die Stufe verächtlich von sich warf — „welches ich meinem Töchterchen zum Spielwerke heimbringen wollte? Ha! es ist nicht einmal der Worte werth, welche du darüber machst. Da nehmen die beiden fürstlichen Brüder ihren Unterthanen jetzt wohl hunderttausendfältig mehr.“

„Darüber zu urtheilen, geziemt uns nicht —“ versetzte Bernd und folgte nun dem vorausfahrenden Dittel nach, welcher mehrmals sich versucht fühlte, seinen Hintermann von der Fahrt zu stoßen und ihn den Hals brechen zu machen. Nur die Feigheit des Bösewichts hielt ihn ab, sein Vorhaben auszuführen. Als die Bergleute unter fröhlichem „Glück auf“ dem Schachte entstiegen waren und aus dem Huthause in's Freie traten, wehete sie ein frischer Morgenwind an. Noch war der Himmel umnachtet; blasse Sternlein schimmerten abschiednehmend herab, und über dem nahen Hammerberge zog sich ein grauer Streifen — der Vorbote des nahenden Tages — am Horizonte dahin.

In einer Blende der Halde, welche aus dem tauben, zu Tage geförderten Gestein erbauet war, hing ein Christusbild, nach welchem die Bergleute ihre Schritte jetzt hinlenkten. Der ganze Raum blinkte von Grubenlichtern; denn die kommenden und gehenden Arbeiter hielten hier ihre Andacht; jene, um Schutz bei ihrem gefahrvollen Tagewerke zu bitten, diese,

dem Herrn zu danken. Es war ein Anblick eigener Art, die ſchwarzen Geſtalten mit den todtblaſſen Geſichtern und den brennenden Lichtern vor der Bruſt reihenweiſe auf ihren Knieen liegen und ſich bekreuzen zu ſehen, wobei die farbloſen Lippen vielfach die Mutter Gottes und alle Heiligen anriefen. Dittel war auch niedergekniet; ſeine Hand machte das heilige Kreuz über Bruſt und Antlitz; ſein Mund plärrte den himmliſchen Gruß; doch ſein Herz war ferne von Gott und ſann nur auf das Verderben ſeines Kameraden Bernd.

Letzterer ſchritt jetzt der Stadt zu, aus deren Thore ihm eine Frau mit zwei Mädchen, ſämmtlich mit Tragkörben verſehen, entgegentrat. Der

Tag war nun völlig angebrochen, daher erkannten die einander Begegnenden sofort ſich gegenſeitig.

„Guten Morgen, Vater!“ riefen die Mädchen freudig und eilten auf Bernd zu, welcher ſie und ſeine Frau mit einem muntern „Glück auf“ begrüßte.

„Habt ihr ſchon ſo früh den Schlaf von euch geſtreift?“ fragte Bernd ſeine Kinder, indem er ihnen die blühende Wange mit ſeiner ſchwielenreichen Hand ſtreichelte.

Bei dieſen Worten fuhr die Thorwache, welche, von dem Sprecher abgewendet, mit einer Magd geſchwatzt hatte, erſchrocken zuſammen, zog die Hellebarde grüßend an und ſchaute mit einem furchtſamen Blicke nach

der Seite hin, wo die Töne herkamen. Eben ſo ſchnell jedoch nahm der Kriegsmann ſeine vorige, nachläſſige Stellung wieder an, wobei er lachend zu ſeiner Nachbarin ſagte: „Bin ich doch erſchrocken! Denke wirklich, der geſtrenge Herr Bürgermeiſter ſtehe hinter mir. Derweile iſt es blos ein lumpiger Häuer, der gerade dieſelbe Stimme hat wie unſer Herr Bürgermeiſter.“

Dieſe laut geſprochenen Worte waren Bernds Ohren nicht entgangen. Stumm führte er die Seinen abſeits und ſprach dann mit etwas gedämpfter Stimme zu ihnen: „Wo aus, mit euern Körben?“

„Wir wollen —“ war die gemeinſame Antwort — „für den Herrn Apotheker in Freiberg Tauſendgüldenkraut und Löwenzahn, Feldkümmel und Schaafgarbe, Stiefmütterchen und weiße Brennneſſeln eintragen.“

„Da könnt' ich euch wohl helfen?“ ſprach Bernd und machte Miene, mitzugehen.

„Nein! nein!“ wehrte ſeine Frau. „Du mußt jetzt ausruhen von deiner Nachtſchicht. Der Herr Apotheker hat mir geſtern Abend einen Trunk Bier geſchenkt. Davon habe ich dir eine Suppe gekocht, welche du daheim finden wirſt. Sie ſteht über den Kohlen und Wilhelm, welcher bereits über ſeinen lateiniſchen Büchern ſitzt, wird ſchon alles beſorgen. Geh, lieber Mann, iß und ſchlafe aus. Haſt du zu Mittage noch Luſt, uns Geſellſchaft zu leiſten, kannſt du es immer noch thun.“

Indem Bernd ſeine Zuſtimmung gab, blieb ein Landmann, der mit Reiſeſtock und Querſack verſehen, in die Stadt einwandern wollte, verwundert ſtehen. „Mein Sir!“ rief er aus und verſetzte dem Bergmanne einen Schlag mit der flachen Hand auf die Schulter, unter welchem ein

heutiger Geck gewiß zuſammen gebrochen wäre — „das iſt ja wahrhaftig der Weller von Molßdorf! Hat dein vornehmer Herr Bruder ſich doch noch deiner erbarmt? he? Aber, pfui! zu einem gemeinen Häuer hat er dich gemacht? Das iſt eben kein Bruderſtückchen! Biſt gewiß gefährdet worden im Schachte, weil du ein ſo großes Pflaſter über's halbe Geſicht weg trägſt. Faſt hätte ich dich nicht wieder erkannt, wäre mir deine Stimme nicht zu Hülfe gekommen.“

Bernd hatte ſich betroffen umgeſehen, ob dieſe unverhoffte Zuſprache unwillkommene Zuhörer gehabt habe. Hierauf führte er den Landmann einige Schritte weit von den aufhorchenden Töchtern weg und ſprach bittend: „Hankel! verrathe mich nicht. Nenne mich nicht Weller, ſondern

Bernd. Meinem Wilhelm zu Liebe habe ich mich hierher gewendet. Der Junge will ſtudiren und beſucht darum die Schule in Freiberg. Erfährt mein Bruder, daß ich hier bin, muß ich augenblicklich fort.'

„Ein ſchönes Bruderſtückchen!" verſetzte Hankel. „Freilich, wenn die Großen mit einem ſo böſen Beiſpiele voran gehen: was wollen dann die Kleinen machen?! Armer Bernd, du biſt mir auch als bloßer Häuer tauſendmal lieber, als dein hochnaſiger Herr Bruder, der ſich ſeiner geringen Herkunft ſchämt."

„Schweig', um Himmelswillen!" bat Bernd den eifernden Landmann, der nur mit Mühe ſich beruhigte, jedoch treulich verſprach, gegen Niemand etwas von dem Verhältniſſe der beiden Brüder zu erwähnen.

Eine Woche war vergangen, die Nachtſchicht wieder vorüber, Bernd vor dem Chriſtusbilde in der Halden-Blende, Dittel dicht hinter ihm. Als jener ſich von ſeinen Knieen erhob, um heimzugehen, rief dieſer plötzlich mit lauter Stimme: „Schichtmeiſter! Oberſteiger! kommt her und haltet dieſen Dieb feſt, welcher eine Silberſtufe aus der Zeche entwendet hat. Greifet den Bernd, welcher unſre ganze Knappſchaft ſchändet. Ihr werdet den Diebſtahl noch bei ihm finden."

„Iſt dem alſo —" ſprach Bernd ruhig — „ſo haſt du, Elender, mir erſt die Stufe heimlich beigeſteckt."

„Erbärmliche Ausrede!" höhnte Dittel und ſah mit Schadenfreude, wie ſein Widerſacher feſtgenommen, durchſucht und, nachdem die Anklage beſtätigt gefunden worden war, gefangen abgeführt wurde. Es hatte dem

Bernd nichts geholfen, daß er Dittels verbrecheriſches Vorhaben von neulich erzählt und dadurch die Veranlaſſung der falſchen Anklage darzuthun geſucht hatte. Mit großer Keckheit leugnete Dittel den ganzen Vorfall und der Schichtmeiſter machte dem Bernd bemerklich, wie er, wenn die Sache auch wirklich in der Wahrheit begründet ſei, immer gar ſehr gefehlt habe, indem er von ſeines Kameraden Uebelthat nicht ſofortige Anzeige erſtattet habe.

Der Bürgermeiſter von Freiberg, Herr Nicol Weller, hatte ein Weinbad genommen und ſtand, von einer behaglichen Wärme überſtrömt und gekräftigt, vor ſeiner großen, eiſenbeſchlagenen Truhe, ſeinen Mam-

mon überzählend. Dabei murrete er, daß die fürſtliche Münzſtätte nicht einmal Geld genug prägen könne und man ſich daher, ſtatt der blanken Gulden, mit unſcheinbaren Silberkuchen begnügen müſſe. In ſeinem Geſchäfte ſah er ſich durch die Magd geſtört, welche die Gegenwart des Frohnvoigtes anmeldete.

„Geſtrenger Herr Bürgermeiſter —“ hob Letzterer unter einem tiefen Bücklinge an — „Bernd, der Silberdieb, wünſcht Euch um Gotteswillen zu ſprechen. Ich habe dem Kerl die Hölle heiß gemacht, ihm von den Daumſchrauben, den ſpaniſchen Stiefeln und der Marterleiter vorgeſchwatzt; ihm beſchrieben, wie es thue, wenn ſiedendes Pech und brennender Schwefel auf den bloßen Leib getröpfelt, oder das Fleiſch mit glühenden Zangen gezwickt wird. Nun wird er Euch Alles geſtehen wollen.“

„Das mag er im Verhöre thun —“ verſetzte der Bürgermeiſter kalt. „Dazu braucht er mich nicht.“

„Er verlangt aber ausdrücklich Eure Gegenwart —“ erwiederte der Voigt — „ja, er hatte ſogar die Kühnheit hinzuzuſetzen, daß es Euch gereuen würde, ſchlüget Ihr ihm dieſe Gunſt ab“

„Nun kann gar nichts daraus werden —“ ſprach Weller beſtimmt. „Ha! der Schurke will mir gleichſam drohen?!“

„Geſtrenger Herr Bürgermeiſter —“ meldete wiederum die Magd — „Frau Bernd mit ihren Kindern will einen Fußfall vor Euch thun.“

„Was da, Fußfall!“ zankte das Stadt-Oberhaupt. „Sie kann mir tauſendmal zu Fuße fallen und ihr Mann wird doch gehenkt. Die Gerech-

tigkeit muß blind ſein, richten ohne Anſehen der Perſon. Dippolt, jage Er das Bettelvolk aus dem Hauſe.“

Der Frohnvoigt ging aus dem Zimmer, deſſen Thüre jedoch gleich darauf haſtig aufgeriſſen wurde. Herein ſtürzte Frau Bernd mit ihren beiden Töchtern; bald zeigte ſich auch ein junger Menſch von etwa 17 Jahren, welcher, mit dem Frohnvoigte ſich herumbalgend, athemlos eintrat.

„Gnade!“ rief Frau Bernd — „Gnade! Gnade!“ ihre Töchter, wobei ſie vor dem Bürgermeiſter niederknieeten.

„Recht und Gerechtigkeit!“ rief auch Wilhelm, der Sohn, wobei er dem Frohnvoigte einen Schub gab, welcher denſelben auf die Dielen verſetzte.

Mit ſteigendem Zorne ſah Weller dem ganzen Auftritte zu. „Nichts

da!“ rief er — „bleibt mir vom Leibe! Die Gerechtigkeit muß ihren freien Lauf haben.“

„Er iſt unſchuldig!“ tönte es vierſtimmig zurück. „Dittel hat ihn fälſchlich angeklagt.“

„Keine Beweiſe dafür!“ ſprach Weller. „Die Tortur wird den Silberdieb ſchon zum Geſtändniſſe bringen.“

„Wollet Ihr Eueres eigenen Blutes nicht verſchonen?“ rief Frau Bernd gellend — „Mein Mann iſt ja Euer leiblicher Bruder!“

Da war es, als ſchlüge ein jäher Blitz vor des Bürgermeiſters Füßen nieder. Eine Secunde lang ſtarrte er die Frau an, dann ſprach er, zum Frohnvoigt gewendet: „Haſt du verſtanden, was dieſe ſagte?“

„Nichts habe ich verſtanden —“ antwortete dieſer klug — „geſtrenger Herr Bürgermeiſter.“

„Geh, guter Dippolt, und ſage dem — dem Gefangenen, ich würde überlegen, ob ich ſein Anſuchen erfüllen könnte oder nicht —“ befahl dieſer.

Als der Frohnvoigt fort war, ſprach der Bürgermeiſter zu Frau Bernd: „Hab' ich vorhin recht gehört? Wie heißt Euer Mann? Woher ſtammt er?“

„Mein Mann —“ verſetzte die Frau — „heißt mit ſeinem wahren Namen Melchior Weller und iſt Euer leiblicher Bruder. Euretwegen hat er ſich Bernd genannt und die Verwandtſchaft mit Euch gegen Jedermann verheimlicht. Der Häuer Dittel hat ihn fälſchlich angeklagt. Er und nicht mein Mann iſt der Silberdieb.“

Jetzt wurde die vorhin blinde Gerechtigkeit des Bürgermeiſters plötz-

lich ſehend. Er ſah ein, daß es allerdings gut gethan ſei, den Gefangenen vor dem Verhöre zu ſprechen, ſo wie, daß es eine unerträgliche Schande für ihn ſelbſt wäre, würde ſein Bruder in des Henkers Hände gegeben. Er gebot der Frau und ihren Kindern Stillſchweigen und verſprach dagegen, ſich ſeines Bruders thätig annehmen zu wollen. Wirklich begab er ſich ſogleich in die Frohnveſte, in deren elendeſtem Gemache der arme Bernd ſchmachtete. Es war hier ſo dunkel, daß der Bürgermeiſter ſeinen Bruder, obſchon dieſer das entſtellende Pflaſter weggenommen hatte, nicht würde wieder erkannt haben, wäre dieß nicht durch den Ton der Stimme geſchehen, welche dem Bürgermeiſter wie ſeine eigene vorkam. Auch glichen die beiden Brüder an Geſtalt, Größe und Geſicht einander täuſchend, nur daß des Bergmanns Antlitz bleicher als das des Bürgermeiſters war.

„Kennſt du mich, Bruder Nicol?“ redete jener den Eintretenden an.

„Leider, ja!“ verſetzte dieſer. „Nur Noth haſt du mir in deinem Leben gemacht, jetzt aber die allergrößeſte.“

„Und womit?“ fragte Melchior gekränkt. „Hab' ich je Anſpruch auf deine Macht, deinen Reichthum oder Einfluß gemacht? Hab' ich nicht immer mein Brot ehrlicher Weiſe verdient und gethan, was Chriſtenpflicht iſt? Damit mein Sohn Wilhelm etwas Tüchtiges lerne und mehr als ein armer Bergmann werde, plage ich mich nebſt Frau und Töchtern redlich, ohne jemanden beſchwerlich zu fallen. Und iſt es ſo unerhört oder meine Schuld, daß ein Elender mich fälſchlich anklagen konnte?“

„Ach, hätteſt du dem Kerl lieber den Mund auf ewig verſchließen

laſſen, als du ihn über dem Diebſtahle ertappt hatteſt —" ſprach der Bürgermeiſter ärgerlich.

„Ich hatte Mitleiden mit ihm —" verſetzte Bernd — „hoffte, ihn zu beſſern —"

„Was da!" rief der Bürgermeiſter hitzig — „kein Mitleiden! keine Schonung! Du ſiehſt, was dabei herauskommt. Wüßt' ich nur dießmal einen Ausweg zu finden — einen ganzen Silberkuchen wollte ich daran wenden."

„Wirklich?" verſetzte Melchior bitter — „bin ich dir ſo theuer?"

Der Bürgermeiſter überhörte in tiefen Gedanken dieſen Vorwurf. „Es muß gehen —" ſprach er vor ſich hin — „Dippolt muß ihn entwiſchen laſſen; ich verſehe ihn mit einigem Gelde; er flieht in ein fremdes Land, läßt Weib und Kinder ſpäter nachkommen. Gefunden!" rief er triumphirend.

„Das thu' ich nimmer!" ſprach Melchior beſtimmt — „um dein ſelbſtwillen nicht. Meineſt du, es werde verſchwiegen bleiben, in welch' einer nahen Beziehung ich zu dir ſtehe? Man wird dich als Richter verdächtigen, deine Ehre antaſten, dich wohl gar vom Amte jagen. Glaube mir: der gerade Weg iſt auch hier der beſte. Du bekennſt frei und offen, daß du mein Bruder biſt, für meine Schuldloſigkeit bürgeſt und —"

„Da höre ich den alten Trotzkopf wieder, —" fiel ihm Nicol in's Wort — „der Alles beſſer wiſſen will. Glaubſt du, ein bloßer Häuer, mehr zu verſtehen als dein Bruder, der hochweiſe Bürgermeiſter von Freiberg?"

Hier polterten eilige Tritte den langen Gang von der Zelle daher und

verhinderten eine Entgegnung von Seiten Melchiors, welche ſeinen Bruder gewiß nur erbittert haben würde.

„Geſtrenger Herr Bürgermeiſter!“ rief es draußen ängſtlich — „ach, geſtrenger Herr Bürgermeiſter! o große Noth!“

Die Thüre that ſich auf, ein athemloſer Rathsdiener und der Frohnvoigt traten ein. Beiden war das Entſetzen aus allen Geſichtszügen zu leſen.

„Was giebts denn? ihr Unglücksvögel!“ ſprach der Bürgermeiſter betroffen.

„Der Feind hat die Stadt überrumpelt —“ keuchte der Rathsdiener.

„Die Kurfürſtlichen haben alle Thore beſetzt —“ fuhr der Voigt fort.

„Der Kurfürſt ſelbſt iſt an der Spitze der Feinde —“ rief wieder der Rathsdiener.

„Er hält auf dem Markte —“ ſchloß der Voigt — „und begehrt Eure und der Rathsherren Gegenwart.“

Dieß war nun freilich eine Nachricht, über welche man des Bruders gefahrvolle Lage und jede andere Angelegenheit vergeſſen mußte. Keines Wortes mächtig ſtürmte der Bürgermeiſter aus dem Gemache, ſeine Leute ihm nach. Gewiß geſchah es abſichtslos, daß es keinem von ihnen beifiel, die Thüre hinter dem Gefangenen zu verwahren, welcher, obſchon er vorhin von einem Entweichen nichts hatte wiſſen wollen, der Verſuchung nicht zu widerſtehen vermochte und daher das Weite ſuchte. Melchior beſchloß, wenigſtens ſeine Familie noch einmal zu ſehen und dann ruhig abzuwarten, was Gott weiter über ihn verhängen würde. Melchior fand bei ſeinem Austritte aus der Frohnveſte die ganze Stadt im Aufruhr. Alles lief

bunt durcheinander. Die Weiber flüchteten, die Kinder jammerten und ſchrieen, die Kaufläden wurden geſchloſſen, auch hörte man bereits hier und da Thüren gewaltſam einſchlagen, und ſah die Soldaten in einzelne Häuſer eindringen. Bernd fand ſeine ärmliche Wohnung verlaſſen. Er wußte nicht, daß ſeine Familie auf dem Heimwege von ſeinem Bruder in das allgemeine Gedränge gerathen war und wie eingekeilt auf dem Marktplatze ſich befand.

Hier hielt Kurfürſt Friedrich der Sanftmüthige in mitten ſeiner Ritter. Speere, Schwerter, Helme und Rüſtungen blitzten, Federbüſche weheten, Reiter jagten ab und zu, einzelne Schüſſe krachten in den Straßen und in den Lärm tönten die Klänge der fruchtlos geläuteten Sturmglocke.

„Schönberg!“ ſprach Friedrich zu einem vornehmen Ritter — „wer plündert, wird ohne Gnade gehenkt. Ihr ſorgt dafür, daß das Eigenthum der Bürger unangetaſtet bleibe. Ein Anderes wär's, hätten wir die Stadt mit Sturm nehmen müſſen. Ach, ſieh da, die Rathsherren von Freiberg!“

Paarweiſe naheten dieſelben, an ihrer Spitze der Bürgermeiſter voranſchreitend. Wenn dießmal die ſonſt ſo zierlichen, faltenreichen Halskrauſen und die übrige Amtskleidung des hochweiſen Magiſtrats nicht in der gewöhnlichen Ordnung befunden wurden, ſo trug die alleinige Schuld hiervon der große Schreck, welche über Alle gekommen war.

„Ihr Herren —“ redete der Kurfürſt die tief vor ihn ſich neigenden Rathsmitglieder an — „die gute Stadt Freiberg iſt nun mein geworden. Fortan gehört mir nicht mehr blos die Hälfte der Silberausbeute zu, ſon-

dern ganz. Ihr habt mir, im Namen der Stadt, als euerm neuen Herrn und Gebieter den Eid der Treue abzulegen. Solltet ihr euch deß wider Vermuthen weigern wollen, wird die Stadt als eine eroberte betrachtet und behandelt, ihr aber als Widerſetzliche mit dem Leben beſtraft. In einer Stunde erwarte ich euch hier wieder. Treffet indeß eure Anſtalten, ſo daß ihr das Wohl der Stadt und euer Leben wahret.“

Stumm wanderten die Herren fort. Tiefe Beſtürzung lag in ihren Zügen. Als ſie vor dem Rathhauſe angekommen waren und der Bürger-

meiſter, dießmal ſelbſt des Rathes bedürftig, ſeine Collegen gedankenlos anblickte, nahm der Viertelsmeiſter Oerdtel für ihn das Wort.

„Liebe Amts- und wahrſcheinlich auch bald Todes-Brüder! laſſet uns jetzt heimgehen in unſre Wohnungen, um mit Gott und unſerm Gewiſſen Rechnung abzuſchließen und uns noch einmal mit den Unſrigen zu letzen. In einer halben Stunde ſpäteſtens treffen wir uns auf dem Rathhauſe wieder, unſern, Gott verhüte es, letzten Gang anzutreten. Habe ich in Eurer Seele geſprochen, Herr Bürgermeiſter?“

Stumm nickte dieſer mit dem Haupte und die Geſellſchaft trennte ſich.

O Himmel! wie ſo gar ſchnell und ſchrecklich iſt doch oft der Wechſel des menſchlichen Glückes! Jetzt befand ſich der Bürgermeiſter in gleicher Lage mit ſeinem armen Bruder, ja, faſt in einer noch ſchrecklicheren — denn, wo war hier eine Ausflucht zu ermöglichen? Jener büßte höchſtens ein kümmerliches, ſchwergedrücktes Daſein ein; er aber dagegen ein hohes Amt, Frau, Kinder und die geliebten Silberkuchen! Zwar gab es ein Mittel, dem Untergange zu entrinnen; doch damals galt der Eid noch etwas. Er ſchauderte vor dem Gedanken an einen zu begehenden Eidesbruch, und dazu hatte der Viertelsmeiſter ſo beſtimmt ſich über den zu faſſenden Entſchluß ausgeſprochen, daß ihm hierin gar keine Wahl blieb. Tiefſinnig ſchritt er ſeine Stube auf und ab, ſtarrte ſeine Frau an, welche mit ängſtlichen Fragen in ihn drang, wies ſeine weinenden Kinder von ſich, ſchloß ſeine Truhe auf und überblickte troſtlos ſeinen Silberſchatz, der ihm jetzt nicht helfen konnte. Eine Viertelſtunde war auf dieſe Weiſe verſtrichen und noch immer kein feſter Entſchluß gefaßt. Da trat ſein Bruder Melchior ein, welcher erfahren hatte, daß ſeine Frau und Kinder vor dem

Bürgermeiſter einen Fußfall hatten thun wollen und ſolche daher hier aufzuſuchen kam. Auch zu ſeinen Ohren war die Bedingung gedrungen, welche der Kurfürſt dem Magiſtrate geſtellt hatte. Ueber der allgemeine Noth vergaß er jetzt der ſeinigen.

„Was wirſt du thun, Bruder?“ redete Bernd den Bürgermeiſter an.

Dieſer ſah auf und, alles Andere vergeſſend, erwiederte er: „Ach, Melchior! du hatteſt doch ſonſt manchen geſcheidten Einfall — rathe mir, wenn du kannſt, und ich will dich fürſtlich belohnen.“

„Hier kann kein Zweifel ſtatt finden, was du zu thun haſt —“ verſetzte Melchior. „Du mußt deinen Unterthaneneid halten, den du deinem Fürſten zugeſchworen haſt.“

„Aber die Drohung des Kurfürſten!“ klagte Nicol.

„Iſt vielleicht nur eine Drohung. Und ſelbſt, wenn ſie mehr als dieß wäre, kannſt du nicht anders. Wenn der ſanfte Friedrich ſchon einen verweigerten Eid mit dem Tode zu beſtrafen droht, was wird, meineſt du, der ſtrenge Herzog Wilhelm auf einen gebrochenen Eid thun? Das Kriegsglück iſt launenhaft wie jedes andere, und Wilhelm wohl eben ſo tapfer und ſtark als ſein Bruder. Wer bürgt dir dafür, daß Freiberg nicht ſchon in den nächſten Tagen wieder in Wilhelms Gewalt ſein könne? Und was wird dann dein Lohn ſein, biſt du treulos und meineidig geweſen?“

Der kalte Angſtſchweiß trat auf des Bürgermeiſters Stirne: „Du haſt Recht!“ ſeufzte er. „Aber, wenn nun der Kurfürſt ſeine Drohung wahr macht? Ich bin noch gar nicht vertraut mit dem Gedanken an

den Tod. Du, der du ihn alle Tage jetzt vor Augen hatteſt, kannſt leicht von ihm reden. Ach, das Leben iſt ſo ſchön! So wenig habe ich mein Glück erſt genoſſen! Nur noch einige Jahre wünſcht' ich zu verleben, meine Kinder etwas größer zu ziehen, ihnen einiges Vermögen zu hinterlaſſen —"

Bernd war in tiefe Gedanken verſunken. Ein großer Entſchluß rang ſich in ihm auf. Sein gebeugter Nacken richtete ſich empor, ſeine Züge wurden feierlich, ſein Auge glänzte.

„Bruder!" hob er feſt an — „verſprich mir, für meine Frau und Kinder zu ſorgen, auch meinen ehrlichen Namen vor der Welt zu retten, im Fall mein Untergang von Gott beſchloſſen ſein ſollte. Ein Anderes iſt es, für das Vaterland ſein Leben zu opfern, als den Tod eines Miſſethäters zu ſterben. Komme es auch, wie da wolle: ſo wird man doch erſehen, daß ich der Elende nicht war, welcher um eines Stückes Silbererz willen den Bergmannseid gebrochen hat und zum Diebe geworden iſt. Ich will deine Stelle vertreten, mein Bruder! So ſchafft doch unſere große Aehnlichkeit des Körpers einigen Nutzen, und du biſt auf jeden Fall geborgen. Sterbe ich: ſo retteſt du ſpäter durch die treue Erzählung der Wahrheit meine Ehre und bleibſt Bürgermeiſter wie zuvor. Erfüllt der Kurfürſt ſeine Drohung nicht, ſo wird ſich Gott auch wohl gnädig finden laſſen, meine Unſchuld an das Licht zu bringen."

Die Verſuche, welche Nicol machte, ſeinen Bruder von dem ausgeſprochenen Entſchluſſe abzubringen, waren nicht von der Art, denſelben wankend zu machen. Auch gab der Bürgermeiſter ſein feierliches Wort, für Melchiors Familie auf das beſte ſorgen zu wollen. Eben ſo willig gab

er auch ſeinen Anzug her, um den Bergmann in einen Bürgermeiſter umzuwandeln. Als Melchior mit ſeinem Putze in Ordnung war, bat er ſeine Frau Schwägerin um ein weißwaſchenes Oberhemde ihres Mannes und um ein Stück ſtarken Strickes. Beides als Bündel unterm Arme tragend, begab er ſich nun nach dem Rathhauſe, wo bereits ſämmtliche Mitglieder des Magiſtrats eingetroffen waren. Hier fiel Melchiors bleiche Geſichtsfarbe — der einzige bemerkliche Unterſchied zwiſchen den beiden Brüdern — nicht im geringſten auf, denn des Kurfürſten Anrede vorhin hatte jegliche Röthe von des Bürgermeiſters Antlitze weggeblaſen; auch waren die Herren gegenwärtig in einer Gemüthsſtimmung, welche keine kleinliche Unterſuchung äußerlicher Zufälligkeiten geſtattete. Feſten Schrittes trat Melchior in den Kreis ſeiner neuen Amtsgenoſſen.

„Hier —“ ſprach er feierlich, indem er das Bündel unter dem Arme vorzog und entwickelte — „meine Antwort auf des Kurfürſten Gebot. Ich hoffe von euch, daß ihr denken und thun werdet wie ich, und wie das Recht es verlangt.“

Bernd warf ſich das weiße Hemd über und ſchlang den Strick um den entblößten Hals.

„Macht der Kurfürſt ſeine Drohung wahr —“ fuhr er fort — „ſo ſoll dieſes Sterbehemde mein Schmuck- und Ehrenkleid ſein, in welchem ich getroſt vor dem ewigen Richter hintreten will. Lieber todt, denn meineidig! Gott erhalte unſern angebornen Fürſten Wilhelm! Treue ihm bis in den Tod!“

Zur Ehre der wackern Freiberger muß man die Wahrheit ſagen, daß

auch nicht Einer unter den Rathsherrn war, welcher nicht in diesen Ruf freudig eingestimmt oder auch nur eine sauere Miene dabei gezogen hätte. Stolz auf ihr standhaftes Oberhaupt, schüttelten Alle demselben die biedere Rechte, und die Rathsdiener hatten nichts Eiligeres zu thun, als den nöthigen Bedarf an Hemden und Stricken herbeizuholen, um alle Mitglieder des hochedeln Magistrats in Armesünder umzuwandeln. Bevor die anberaumte Stunde völlig verflossen war, hatte sich der Zug vom Rathhause nach dem Markte in Bewegung gesetzt. Es konnte nicht fehlen, daß die große Kunde von dem ehrenwerthen Entschlusse des Magistrats sich blitzschnell verbreitete, und daß die Neugier über jede andere Rücksicht die Oberhand behauptete. Daher war der Markt und die denselben umgebenden Häuser mit einer zahllosen Volksmenge besetzt, welche nicht mehr die Anwesenheit der vielen fremden Krieger fürchtete.

Ein wehbringender Gedanke durchzuckte Bernds großes Herz bei seinem muthmaßlich letzten Gange — der Gedanke an seine Lieben, welche er so gern noch einmal umarmt, wenigstens noch einmal gesehen hätte. Letzteres sollte ihm auch wirklich zu Theil werden. Indem er und seine Begleiter nur mit Mühe durch den dichten Volkshaufen dahinschritten, durchschnitt ein schmerzlicher Ruf die Luft, welcher ihn schnell aufblicken machte. Da sah er Frau und Kinder zwischen der drängenden Masse, und die Kinder hatten, trotz der Verkleidung und des abgelegten Pflasters, ihren Vater erkannt, riefen jammernd seinen Namen und strebten, sich zu ihm hindurch zu arbeiten. Und er — o Schmerz! durfte den Ruf nicht erwiedern, mußte das Haupt von ihnen abwenden und theilnahmlos weiter pilgern. Lange noch tönte ihm das Geschrei der Seinen in verstärktem

Maaße nach, bis es endlich in der geräuſchvollen Nähe des Kurfürſten verhallte.

Nicht ohne Staunen ſah der Letztere die Rathsglieder in dem beſchriebenen Anputze auf ſich zukommen. Faſt wollte er aus demſelben errathen, was ſie ihm zu ſagen hatten. Doch hütete er ſich, ſeine Gedanken hierüber laut werden zu laſſen.

„Wie ſtehts, ihr Herren?“ redete er die Hemdenträger an — „habt ihr euer und der Stadt Heil bedacht und ſeid ihr bereit zu dem, was ich von euch verlange?“

„Wir ſind hier —“ antwortete Melchior unerſchrocken — „um uns der Verfügung Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht zu überliefern. Wir wol-

len lieber durch Euern Zorn das zeitliche, als durch einen Meineid das ewige Leben verlieren, wollen Gott mehr gehorchen denn dem Menſchen. So lange unſer rechtmäßiger Landesherr, Herr Herzog Wilhelm, nicht ſelbſt uns unſers ihm geleiſteten Unterthanen-Eides entbindet, können und mögen wir niemand Anderem Treue angeloben. Verfahret mit uns, gnädigſter Herr Kurfürſt, nach Euerm Gutdünken und wie Ihr es vor Gott und den Menſchen verantworten zu können glaubet. Noch geben wir Euch zu bedenken, wie Euch ſelbſt an Unterthanen nichts gelegen ſein kann, welche mit heiligen Schwüren ſpielen und die angelobte Treue wechſeln können wie ein Kleidungsſtück. Hier —" er knieete nieder — „iſt mein ſchwaches Haupt. Soll es fallen vor Euerm Zorne, ſo möge Gott im Himmel ſich meiner armen Seele erbarmen. Amen!"

Wahre Seelengröße macht ſelbſt auf die roheſten Gemüther einigen Eindruck. Wie vielmehr hier auf einen Fürſten, der faſt nur nothgedrungen Krieg führte und mit Recht den Zunamen „der Sanftmüthige" erhalten hat. Als alle Rathsherren jetzt, wie ihr Oberhaupt, niederknieeten und ergeben das Haupt zum tödtlichen Streiche beugten, übermannte tiefe Rührung den Kurfürſten. „O Bruder Wilhelm!" rief er angegriffen aus — „wie beneide ich dich um ſolche treue Unterthanen! Nein, ihr wackern Männer —" fuhr er, zu den Knieenden gewendet, fort — „fern ſei es von mir, euch durch Wort oder That je kränken zu wollen. Nicht Kopf ab, Alter! leben ſollt Ihr noch lange zum Wohle dieſer getreuen Stadt, welche keinen beſſeren Händen anvertraut ſein könnte." Der Kurfürſt zog den knieenden Melchior empor, reichte ihm und den übrigen Rathsgliedern die fürſtliche Rechte, und entließ ſie insgeſammt unter dem

Ausdrucke ſeiner völligen Gnade. Vom feindlichen Kriegsoberſten bis zum unterſten Knappen herab blickten Alle mit ungeheuchelter Achtung auf die treuen Bürger hin, welche jetzt, im frohen Bewußtſein, recht gehandelt zu haben, ihren Rückweg antraten. Ein frohes Gemurmel des Beifalls lief vor ihnen her, das allgemach in den tobendſten Jubelruf überging. Aus allen Fenſtern wehten grüßende Tücher; Tauſende von Händen ſchwenkten die Hüte und Mützen; aus feinen und groben Kehlen ſchallte das Lob der ſtandhaft treuen Rathsmänner. Mit freudigem Stolze blickten dieſe auf ihren Bürgermeiſter, der in ihrem Namen ſo würdig als wahr geſprochen hatte. Vor Zeiten hat ein mächtiger Monarch das aufgefundene Strumpfband einer ſchönen Dame zu einem der erſten Orden erhoben. Ein ungleich ehrenwertheres Ordensband war der Strick, welcher den Hals der Freiberger Rathsherrn jetzt zierte, und ihr weißes Sterbehemde das ſchönſte aller Ordenskleider.

Bernd oder Melchior Weller war nicht unempfindlich gegen den Beifall der Menge, noch weniger gegen denjenigen ſeines guten Gewiſſens. Das Herz ſchwoll ihm in der Bruſt vor Freude und heiter hob ſich ſein Auge, unter den zahlloſen Zuſchauern nach denen ſich umzuſehen, welche ihm das Theuerſte auf Erden waren. Da fiel ſein ſuchender Blick auf den großen Röhrbrunnen des Marktes, deſſen Mitte die aus Sandſtein gehauene Göttin der Gerechtigkeit zierte. Seine ſteinerne Einfaſſung war von einem dichten Kranze wagehalſiger Neugieriger beſetzt; über ihnen hoch aber ſaß triumphirend auf dem koloſſalen Haupte der blinden Gerechtigkeit ein Bergmann, welcher mit halsbrechender Geſchicklichkeit dieſen erhabenen Schauſitz erklommen hatte. Es war Dittel, der lügneriſche An-

flüger Bernds. Letzterer wurde durch den unverhofften Anblick seines Todfeindes gar plötzlich in seinem Entzücken gestört. Er konnte sich nicht entbrechen, als er dicht an dem Brunnen vorüberschritt, die Faust drohend gegen den Böjewicht auszustrecken und die strafenden Worte zu rufen: „Ha, Dittel! Gottes Gerechtigkeit wird dich gewiß finden und richten!“

Es ist unerwiesen geblieben, ob Dittel seinen Kameraden unter der Verpuppung wiedererkannte oder nicht. So viel aber ist gewiß, daß dessen Anrede ihn in große Bestürzung versetzte, welche er unter einem erzwungenen Lachen zu verbergen suchte. Dabei wiegte er verlegen die in einander verschlungenen Beine. In dem Augenblicke, als Bernd seinen Fuß weiter setzte, ertönte ein Schrei, dem das Gepolter eines Falles und zwei Klatsche in das Wasserbecken folgten. Das verwitterte Haupt der Dame Justitia, durch das Hinaufklettern Dittels wahrscheinlich locker gemacht, war durch dessen Schaukeln vom Rumpfe gebrochen und in das Wasser gerollt. Von demselben rührte der erste Klatsch in das Becken her. Der zweite entstand durch Dittels Körper, welcher mit dem Kopfe gerade auf den steinernen Delphin zu den Füßen der Göttin und dann erst in das Wasser gefallen war. Die schreiende Menge zog ihn zwar sofort wieder aus demselben, allein ein Blutbächlein, das, von Dittels Hinterhaupte ausgehend, sich durch das reine Quellwasser hinzog, zeigte sattsam, daß der Fall in das Wasser der minder gefährliche gewesen sei.

Der Unglückliche strebte unter großer Anstrengung die rechte Hand nach der klaffenden Wunde zu bringen, wobei seine Lippen ein schmerzliches Gestöhn ausstießen.

Melchior und ſeine Begleiter hatten Halt gemacht. Tief erſchüttert wendete ſich der Erſtere zu dem Verunglückten mit den Worten: „Dittel, ich beſchwöre dich bei dem allwiſſenden Gott, vor deſſen Richterſtuhl vielleicht in kurzem du gefordert werden wirſt, daß du frei und offen bekenneſt, wer der Dieb der Silberſtufe war, die man in Bernds Grubenkittel gefunden hat?“

Dittel öffnete den Mund zum Sprechen und ſchloß ihn wieder. Seine Augen verdrehten ſich, und ſchon glaubten die Umſtehenden, daß der Tod ihn abzuholen käme, als er ſich noch einmal ermannte und müh-

ſam die leiſen, doch vernehmlichen Worte herlallte: „Ich ſelbſt — [illegible]r der — Dieb.“

Gleich darauf war er todt.

„Gott Lob!“ ſprach Melchior aus tiefer Bruſt — „daß er mit keiner Lüge aus der Welt in die Ewigkeit gegangen iſt. Ihr Alle habt es gehört, daß er ſich als den Dieb bekannte, daß demnach ich — daß Bernd unſchuldig iſt. Gott ſei ſeiner Seele gnädig.“

„O wie wahr habt ihr doch abermals vorhin geſprochen —“ hob der Viertelsmeiſter Oerdtel an — „Herr Bürgermeiſter! Selbſt durch das blinde, ſteinerne Bild der heidniſchen Gerechtigkeit hat unſer Herrgott die ſeinige uns offenbart! Sein Name ſei gelobt!

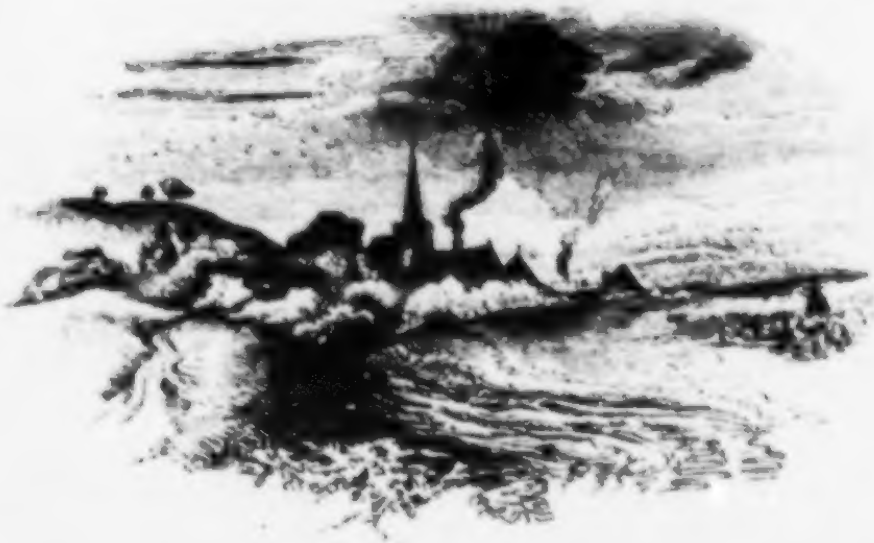
„Bis in Ewigkeit, Amen! —“ ſchloß der gerührte Melchior und verfügte ſich in ſeines Bruders Haus, um ſpäter als Bergmann Bernd und heimlich in die Frohnveſte zurückzukehren, aus welcher er jedoch ſchon in der nächſten Stunde als unſchuldig befundener, feierlich anerkannter Melchior Weller erlöſet wurde. Die Freude ſeiner Familie male der freundliche Leſer ſelbſt ſich aus. Ein Leichtes war es dem Bürgermeiſter, deſſen Einfluß und Anſehen durch die bewieſene Standhaftigkeit ſeines Bruders unendlich geſtiegen war, demſelben als Entſchädigung für die unſchuldig erlittene Haft eine einträgliche Rathsſtelle zu verſchaffen, welche ihn ſeines gefährlichen Berufes als Bergmann entband und ihn in den Stand ſetzte, ſeinem Wilhelm die nöthigen Mittel zum Studiren zu gewähren. Auch muß man hinzufügen, daß Herr Nicol auch im Uebrigen nicht undankbar gegen ſeinen brüderlichen Nothhelfer ſich erwies, und namentlich eine chriſtliche Theilung ſeiner vorräthigen Silberkuchen mit ihm

veranſtaltete. Zwar munkelte ſpäter die Sage von dem eigentlichen, wahren Hergange der ganzen Sache; doch wurde derſelben von beiden Brüdern einträchtig widerſprochen, daher ſie endlich in Vergeſſenheit kam und dem Bürgermeiſter die alleinige Ehre davon blieb.

Noch lange Jahre diente die kopfloſe Gerechtigkeit auf dem Marktbrunnen der Stadt als angeſtauntes Wahrzeichen, bis endlich die Alles verſchönernde, oft auch verderbende, neuere Zeit daſſelbe für immer beſeitigte. Herzog Wilhelm aber belohnte die Stadt Freiberg, wegen der Standhaftigkeit ihrer Vertreter, mit dem ehrenden Beinamen, „die treue", welchen ſie auch durch zwei harte, mit beiſpielloſem Muthe ertragene, Belagerungen während des dreißigjährigen Krieges ſattſam bewähret hat. Sie blühe fernerhin in Segen!

Der

Exorcismusstreit.



Mag immerhin der Städter die Vorzüge des Stadtlebens preiſen, ſich in den engen finſteren Gaſſen mit den himmelanſtrebenden Häuſern gefallen — ich lobe mir doch das Leben auf dem Lande. Das Herz geht Einem weit und fröhlich auf, ſieht man, wie auf dem vorliegenden Bilde, das freundliche Dörfchen Rüſſeina am Fuße des Hügels liegen, daſſelbe von grünem Gebüſche eingefaßt und mit weitreichenden Fernausſichten umgeben. Wirthlicher Rauch entſteigt den niederen Hütten und ladet den Beſchauer gaſtfreundlich zum Näherkommen ein. Die Krähen ſchiffen unter des Himmels Gewölke hin, zu welchem des Kirchthurms Spitze mahnend aufdeutet, daß man über dem Zeitlichen nicht des Ewigen vergeſſen möge. Wie vor Zeiten der königliche Sänger David hütet Damöt dort im

Regenmantel und Hute seiner Heerde, bald mit zärtlichen Gefühlen an seine Chloe gedenkend, bald mit dem treuen Phila schwatzend, bald der Flöte zusprechend. Rüssena ist noch jetzt ein ansehnliches Dorf in der Gegend von Nossen, und war dieß nicht minder in der Zeit vor etwas mehr als 200 Jahren, wo diese Erzählung ihren Anfang nimmt. Der bei weitem größere Theil der Häuser zieht sich hinter der Kirche ei... anmuthigen Thale entlang, wo auch der Rittergutshof seine weitläufig... Gebäude ausbreitet. Das Haus neben der Kirche kann natürlich kein anderes als die Pfarrwohnung sein, in welcher unter der Regierung des Kurfürsten Christian I. der fromme und eifrige Pfarrer Gotthold Seilerius mit seiner Familie hausete.

An einem sonnenhellen Aerndtetage des Septembermonates saß dieser würdige Geistliche in seinem Studierstübchen, und prägte seinem Gedächtnisse die morgen vorzutragende Predigt ein. So oft er jedoch an dem frohen Gebelle seines Hofhundes und dem Jubel seiner Kinder die Annäherung des vollen Aerndtewagens verspürte, stand er auf, um aus dem Fenster den reichen Segen des Herrn dankbaren Herzens mit anzusehen. Bei dieser Gelegenheit pflegte auch die Frau Pfarrerin ihre Milchkammer zu verlassen, den Fleiß der eifrigen Aerndter zu loben, dem Knechte aber aufzutragen, den Wagen ja nicht zu überladen, auf daß die armen Zugthiere nicht über die Gebühr angestrengt würden. Nicht lange erst war der leere Wagen, beladen mit den großen und kleinen Kindern unsers Seilerius, wieder abgefahren, als ein vielstimmiger Lärm zu des memorirenden Pfarrers Ohren drang. Unmöglich konnte derselbe von dem rückkehrenden Aerndtewagen herrühren, und gleichwohl waren es die Stimmen der Sei-

nen, welche er vernahm. Als er neugierig in den Pfarrhof hinunterſchaute, ſah er einen eigenen Auftritt. Leberecht, der ſtämmige Knecht, hielt mit nerviger Fauſt einen unbekannten Kerl beim Genicke feſt; Aurel, des Pfarrers älteſter Sohn von 19 Jahren, beobachtete die linke Flanke und Heinrich und Anton das Centrum des Feindes. Die Magd, eine kopfloſe, blutende Gans in der einen und den Rechen in der andern Hand tragend, machte nebſt des Pfarrers zweiter Tochter Johanna den Beſchluß des Zuges, deſſen Nachtrab die neugierige Dorfjugend bildete.

„Da ſteht der Gänſedieb!“ ertönte es im Chor hinauf zu dem verwunderten Pfarrherrn, welcher hierauf ſchnell ſeine Predigt und die Bibel im Stiche ließ und herab eilte. Herr Seilerius war etwas hitziger Natur; daher fuhr er mit ziemlichem Ungeſtüm auf den Gänſedieb, deſſen Galgenphyſiognomie eben nichts Gutes verrieth, ein. „Menſch!“ ſchrie er ihn an — „weißt du, daß die Diebe das Reich Gottes nicht ererben ſollen? Sprich, was hat dir dieſe Gans, deren Vorfahren einſt durch ihre Wachſamkeit das römiſche Capitol retteten, in den Weg gelegt, daß du ſie ſchonungslos und barbariſch enthaupten konnteſt?“ Er hielt dem Kerl das blutige Haupt vor das Geſicht. „Schau her, Unglücklicher!“ fuhr er tief entrüſtet fort — „dieſes halb geſchloſſene, verdrehete Auge des Gänſevogels, deſſen Kielen der Schriftſteller die Unſterblichkeit, deſſen Flaume das Kind ſein weiches Bettchen, deſſen Fette die wirthliche Hausfrau eine willkommene Schmalz-Zubuße und deſſen ſchmackhaftem Fleiſche unſre Tafel ein vorzügliches Gericht verdankt, — dieſes Auge, ſage ich, verklagt dich als ruchloſen Mörder, der als ſolcher ſeine Strafe erhalten ſoll. Konnteſt du nicht warten bis um die Martinszeit, wo dieſes Thier das Ziel ſeiner

Beſtimmung erreicht und in gebratenem Zuſtande unſern Tiſch geziert haben würde, von welchem für den zuſprechenden Bittenden der Broſamlein erkleckliche abgefallen ſein würden?"

Der Dieb ſchwieg hartnäckig, den ſcheuen Blick je zuweilen auf ſeine Schergen und den eifernden Pfarrer werfend. „In das Burgverließ mit ihm!" — gebot nun Letzterer — „bis der Frohnvoigt kommt, ihn abzuholen."

Das Burgverließ, welches der Gänſedieb als einſtweilige Wohnung angewieſen bekam, mochte allerdings ein Ueberreſt der ritterlichen Vorzeit ſein und beſtand aus einem, in den Hügel hineingearbeiteten Gewölbe, deſſen wohlverwahrter Ausgang im [illegible]eiche des Pfarrhofes und gerade der Studierſtube des Pfarrherrn gegenüber ſich befand. Nachdem man ſich des Gefangenen alſo verſichert hatte, kehrte die Aerndtegeſellſchaft nach dem verlaſſenen Aerndtewagen, Frau Seilerius mit ihrer älteſten Tochter Sophie nach der Küche, der Herr Pfarrer zu ſeiner Predigt zurück, an welcher er jetzt Mehreres zu ändern fand, was ihn durch den Vorfall mit dem Gänſediebe nöthig geworden zu ſein ſchien.

Er hatte ſich mit ſeiner Schreiberei an's Fenſter geſetzt, durch welches er von Zeit zu Zeit einen beobachtenden Blick hinüber nach der Thüre des Burgverließes warf. Und dieſe Aufmerkſamkeit erwies ſich auch keineswegs als unnöthig; denn es war ſchon mehrmals der Fall geweſen, daß die Pfarrersfrau und ihre Tochter nur durch den Aufblick zum wachſamen Seelenhirten ſich von dem Verſuche hatten abſchrecken laſſen, dem Gänſediebe in ſeiner einſamen und dunkeln Kammer einen Krug friſcher Milch und einen breiten Rand neubackenen Aerndtekuchens heimlich zuzuſtecken.

Aber auch dem frommen Seilerius wollte die beabsichtigte Umänderung des einen Predigttheiles nicht recht von der Hand gehen. Als er denselben nach einiger Zeit überlas, kam er auf einen Satz, welcher also lautete: „Preisen wir des Allmächtigen Gnade und Liebe, welche unsre Saatfelder vor Dürre und übergroßer Nässe, vor Hagelschlag und verheerenden — „Winden" — sollte es nun heißen, statt dessen stand aber: „und verheerenden „Gänsedieben" geschützet hat." Das war doch zu arg! So lange der nichtsnutzige Stromer drüben steckte, schien der schaffende Geist von dem Pfarrherrn gewichen zu sein. „Ob denn der Frohnvoigt noch nicht kommt?" fragte er und blickte dabei unruhig nach dem Hofthore hin. Nicht der Ersehnte, sondern eine schwerfällige, durchaus massive Kutsche mit zwei rüstigen Ackergaulen bespannt, rumpelte in den Pfarrhof ein.

„Rentmeisters aus Nossen!“ rief Sophie gellend, welche das Geräusch an's Küchenfenster gezogen hatte.

„Vater!“ schallte die Stimme der Pfarrersfrau die Treppe herauf — „du mußt die Gäste empfangen! Ich kann mich in meinem Anputze vor niemand sehen lassen.“ Unter dieser Rede kam sie allmälig bis in's Stübchen hereingetreten. „Ich habe —“ fuhr Christel fort — „die Karpfen geschlachtet und gerissen, die Finger voll Blut und keine ordentliche Haube auf dem Kopfe —“ Also sprechend, verschwand sie in der angränzenden Kammer, ihrem Manne die Sorge überlassend, die Ankömmlinge nach Würden zu bedienen; denn auch Sophie hatte sich, mit der Mutter in gleicher Bedrängniß, in ihr jungfräuliches Heiligthum zurückgezogen.

Herr Seilerius warf einen prüfenden Blick auf seinen großgeblumten Schlafrock, den er darauf mit seinem schwarzen Schösselrocke zu vertauschen ging; denn obgleich der Rentmeister sein alter Freund und Duzbruder war, so verlangte doch die gute Sitte die einmal hergebrachte Förmlichkeit, welche den Kleiderwechsel gebot. Noch steckte der gute Pfarrer mit einem Arme erst im Rockärmel, als schon die Thüre sich aufthat und ein ältlicher Herr, von drei jüngeren Gestalten auf dem Fuße gefolgt, hereinschritt. Während sich die Lippen der beiden Papa's und deren Perrücken mit einander vermählten, daß die Köpfe eine Puderwolke verhüllte, schalt der Rentmeister: „Eine schöne Wirthschaft bei dir, Freund Seilerius! Eine fein krähende Stimme —“ er fistulirte diejenige Sophiens nach — „schreit: Rentmeisters aus Nossen! Und siehe da! kein Mensch läßt sich blicken, die zwar ungebetenen Gäste zu bewillkommnen. Sollen wir etwa wieder heimkehren? Hat die reiche Aerndte nicht einmal soviel getragen,

daß du uns zur Noth eine Strohbucht machen laſſen kannſt? Wollen die Hühner keine Eier mehr legen, die Kühe keine Milch und Butter geben, daß du wenigſtens einen Eierkuchen uns vorſetzen könnteſt? Aha! du haſt, wie ich jetzt erſt ſehe, juſt über deiner Predigt geſchwitzt. Häng' die Poſtille an den Nagel! Deinen Bauern iſt eine gefüllte Scheuer lieber als eine wohl durchdachte Predigt. Laß uns heute fröhlich ſein! Wo iſt die Frau Seilerius und das krähende Fiekchen? Wo ſteckt mein Pathe Aurel, der angehende Demoſthenes, und Johanna? Wo Heinrich und Anton, dieſe beiden Neſthäkchen, geboren im Spätſommer meines Seilerii?"

Unter lauter Fragen und Antworten gewann die ganze Geſellſchaft die geräumige Unter- und Wohnſtube, wo Chriſtels flinke Hand den weißgedeckten Tiſch bereits mit einem Teller hochaufgeſchichteten Kuchens und einem vollen Weinkruge beſetzt hatte. Sie ſelbſt flüchtete nach den erſten Bewillkommungen in die Küche zurück, die nöthigen Anſtalten zum Abendmahle zu treffen. „Man ſieht's —" hob der Rentmeiſter mit vollen Backen kauend an — „daß ihr in der Aerndte ſeid. Die Uhr nicht aufgezogen, die gar erſt auf 4 Uhr zeigt. Doch, wir wollten ja fröhlich ſein. Hurtig, laßt uns ein Spiel anfangen, auf daß wir uns in unſre Jugendzeit zurückverſetzen und ſelbſt unſerm Alter noch Ehre machen. Heda, Traugott! Roſſelenker! komm herein, du kannſt auch mitſpielen. Er iſt —" wendete er ſich zum Pfarrer — „ein reicher Bauersſohn, der nur aus Gefallen die Rolle meines Kutſchers heute übernommen hat."

Bald war das Spiel in vollem Gange. Als der Rentmeiſter einmal die blinde Kuh mit verbundenen Augen vorſtellte, nahm der Herr Pfarrer die Gelegenheit wahr und entſchlüpfte aus der Stube. Indem er über den

Hof nach dem Burgverließe hinſchlich, ſah er eben ſo ſchüchtern ſich um, als vorhin ſeine Frau und Tochter. Raſch hatte er den Riegel von der Thüre weggeſchoben. „Komm heraus, Freund Gänſedieb! —“ ſprach er in das Dunkel hinein. Jener gehorchte. „Sündige hinfort nicht mehr —“ fuhr Seilerius fort — „auf daß dir nichts Aergeres widerfahre. Hier haſt du ein kleines Viaticum —“ er drückte ihm zwei ſächſiſche Zweigroſchenſtücke in die Hand — „und nun ſuche das Weite.“

Der Gänſedieb ließ ſich ſo etwas nicht zweimal ſagen und nahm eilig Reißaus. Zufriedenen Sinnes kehrte der Pfarrherr zu ſeinen Gäſten zurück, welche das Pantoffelſpiel jetzt vorſchlugen. Demnach ſetzten ſie ſich in einen Kreis auf die Erde nieder und ſchoben ſich einander einen Pantoffel unter den Knieen zu, den der in der Mitte Stehende zu erwiſchen trachtete. Zwar bedünkte es den Pfarrherrn, als ob dergleichen lärmende Spiele ſich nicht ganz mit ſeiner Amtswürde vertragen wollten; doch tröſtete ihn der Gedanke, daß ja ſelbſt der Heiland auf der Hochzeit zu Kana geweſen und daß, außer ſeiner Tochter Sophie, keines ſeiner Beichtkinder anweſend ſei, welchem der Anblick des profanen Spieles ein Aergerniß geben konnte. Eben war Sophie die Pantoffelheldin, welche als ſolche manchen verſtohlenen Schlag mit dem fraglichen Fußbekleidungsmittel erhielt, als die Stubenthüre aufging und zwei Frauengeſtalten ſehen ließ, welche über das ihren Blicken ſich darſtellende Schauſpiel einige Betroffenheit verriethen. Die jungen Leute, anſtatt ſich in ihrer Freude ſtören zu laſſen, bezeigten nicht übel Luſt, die neuen Gäſte, obſchon dieſe einige Steifheit bezeigten, zur Theilnahme einzuladen. Doch waren ſie für die damaligen Zeiten gebildet genug, alsbald davon ab- und ſogar aufzuſtehen, als ſie

vernahmen, daß ſie die Gutsherrſchaft, die Frau Baronin von Dachſel und deren hochgebornes Fräulein Tochter, vor ſich hätten. Die Edeldame wendete ſich ſogleich an den Pfarrherrn, welcher den Staub von ſeinen Knieſcheiben zu entfernen ſtrebte. „Herr Pfarrer! —“ hob ſie an — „wie mir ſo eben geſagt worden iſt, habt Ihr einen Gänſedieb in Euerm Gewahrſam? Seinetwegen komme ich hierher. Jedenfalls iſt er derſelbe Galgenvogel, welcher meinen Hühnerſtall geſtern heimgeſucht und mir 4 der

ſchönſten Brabanter geſtohlen hat. Laßt mich den Kerl ſehen, damit ich ihm auf den Zahn fühlen kann."

Herr Seilerius räuſperte ſich in großer Verlegenheit, wollte ſprechen und konnte nicht; endlich ſetzte er ſich ſtumm an die Spitze des Zuges, der, durch ſeine Gäſte verſtärkt, ſich jetzt nach dem Burgverließe hinbegab. Dort kam ihnen Frau Seilerius in den Weg. Ihr Geſicht verrieth große Betroffenheit, die nicht blos durch den unverhofften Anblick der beiden Edeldamen hervorgerufen wurde.

„Ich wollte —" ſtammelte ſie — „dem Gänſediebe einen Trunk und einen Biſſen Brotes reichen — allein ich fand das Burgverließ leer, obſchon die Thüre mit allem Fleiße verſchloſſen." Der Trunk aber und der Biſſen Brotes beſtand, wie bereits geſagt, aus einem Krüglein Milch und einem anſehnlichen Stücke Aerndtekuchens, welche beide Gegenſtände noch in der Pfarrersfrau Händen waren.

„Leer?" wiederholte jeglicher Mund und zwar derjenige des Pfarrherrn mit beſonders freudigem Anklange. Alſo ward es auch bei der näheren Unterſuchung befunden, was die Frau Baronin zu der unwirſch geſprochenen Aeußerung veranlaßte, daß der Entflohene jedenfalls in dem Beſitze eines Diebsdaumes geweſen ſein müſſe, der ihn unſichtbar habe machen können. Man ſahe es nicht ungern, als die beiden vornehmen Damen ungeſäumt ihren Rückzug nahmen und ſomit die frohe Geſellſchaft wieder frei aufathmen durfte.

„Väterchen —" ſprach Chriſtel nun ſchmeichelnd — „nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt, als ich dich vorhin von dem Burgverließe kommen und eine flüchtige Schattengeſtalt entwiſchen ſah? Und kein Diebs-

baumen, ſondern derjenige meines nur ſtrenge ſich ſtellenden Eheherrn hat den bewußten Riegel zurückgeſchoben?"

Herr Seilerius mußte lächeln. „Du haſt's getroffen!" verſetzte er gutmüthig. „Wenn ſchon die Juden nicht leiden mochten, daß an ihrem Feſte irgend ein Miſſethäter am Kreuze ſich quälte: wie viel weniger durfte der chriſtliche Pfarrherr, einer bloßen Gans wegen, ſeinen gefallnen Bruder in's Unglück bringen? Hat uns nicht der Herr durch eine reiche Aerndte geſegnet, wie Figura zeigt. —" Er deutete auf den letzten vollen Aerndtewagen, der ſo eben durch das Thor hereinkam und von deſſen Höhe das in den Garben vergrabene Brüderpaar herabjubelte. Und des Jubels wurde noch mehr, als ſie alle um den wohlbeſetzten Tiſch ſaßen, der Köchin alle Gerechtigkeit widerfahren ließen und ein Gleiches auch mit dem Weinvorrathe des Pfarrherrn thaten.

In der Predigt am nächſten Sonntag Vormittags zeigte ſich Herr Seilerius in ſeiner ganzen Größe. An ihm lag es nicht, wenn ſeine Zuhörer das heutige Aerndtefeſt nicht mit aller Dankbarkeit feierten. Die Landleute zur Erkenntniß der Güte Gottes zu bringen, ſtellte er dar, welchen mannigfachen Gefahren das, der Erde anvertraute, Saamenkorn bis zur völligen Reife der Getreidepflanze ausgeſetzt, wie zweckmäßig der Bau derſelben eingerichtet ſei, um ſo dicht als möglich neben einander ſtehen und reichen Ertrag liefern zu können. Er gedachte der Knoten des zarten Halms, welche denſelben unter dem hinſtreichenden Winde zwar beugen, doch auch wiederum aufſtehen laſſen, und ihm, wie das Knochengerüſte dem menſchlichen Leibe, die nöthige Haltung und Feſtigkeit verleihen. Er beſchrieb, wie die Getreidekörner ſich ungleich leichter behandeln und länger

aufbewahren ließen, als die saftigen Obstarten; wie selbst die äußere Schaale derselben noch zum Futter für das Vieh, ja die ganze Pflanze benutzt werden könne. Als Unterlage seiner Rede diente ihm das Evangelium, wo der Heiland mit wenig Broten viele tausend Menschen sättigt, ein Wunder, das sich alljährlich vor unsern Augen erneuert und gerade deshalb so wenig von uns beachtet wird. Schlüßlich ermahnte er die reicheren seiner Zuhörer, den Armen von dem eingeärndeten Ueberflusse mitzutheilen und dabei selbst diejenigen nicht auszuschließen, die sich auf irgend eine Weise an uns oder unserm Eigenthume versündigt hätten. Es ließ sich fast mit Händen greifen, daß hier der Herr Pfarrer den Gänsedieb im Sinne hatte, welcher wahrscheinlich noch manchen Kameraden in der Welt herumlaufen hat. Während unserm Pfarrherrn die Rede süß wie Honigseim von den Lippen quoll, die ganze Gemeinde ein Ohr war und selbst die Gutsherrschaft im Stillen sich vornahm, ihren Leuten heute als Ausnahme von der Regel einen Butterkuchen zukommen zu lassen, hatte sich die Seele des Nossener Rentmeisters, gleich einer Auster, in ihr innerstes Gehäuse zurückgezogen, die Schalen — die Augen — fest zugeklappt und das entschlafene Haupt auf die Brust geneigt. Ob die in der Nähe hangende Sanduhr einigen Antheil dabei und dem Rentmeister etwa Sand in die Augen gestreuet hatte, bleibt unentschieden; ein Glück für Letzteren aber war es, daß er seinen Sitz dicht hinter der Kanzel hatte und darum von dem Prediger nicht gesehen werden konnte. Denn außerdem würde Herr Seilerius, jede Rücksicht der Freundschaft bei Seite setzend, gewiß seiner Gemeinde zugerufen haben, den Schläfer aufzuwecken — eine Mahnung, die ja selbst in unsern Zeiten nicht unerhört ist.

Der Gottesdienſt war beendigt, die Hausfrau in voller Thätigkeit, die Eßluſt der Gäſte rege, die Erwartung auf die beginnende Mahlzeit geſpannt. Und ſie ward befriedigt, übertroffen ſogar, obgleich damals noch der ſchwarze Kaffee zur Verdauung fehlte. Die jungen Leutchen fanden jedoch ein Erſatzmittel, das wohl noch wirkſamer als das aus-

ländiſche Getränk ſein dürfte. Als nämlich gegen Abend die fröhliche Geſellſchaft durch das Dörflein wanderte, wurde ſie unwiderſtehlich nach dem Wirthshauſe hingezogen, aus deſſen Nähe gar luſtige Klänge erſchallten. Die Mädchen ſind geborne Tänzerinnen. Sie bedürfen, um Tanzluſt zu bekommen, nicht einmal des Glaſes feurigen Weins, der nur bei Männern zuweilen nöthig iſt. Hier aber vereinte ſich Alles zum Balle aus dem Stegreife: Freude, Geſellſchaft, Wein, Muſik und

hübsche Kinder, welche jedoch die Kinderschuhe schon längst abgelegt hatten.

Der Platz vor dem Gasthause wurde zum Tanzboden, der aufgehende Mond zum Kronleuchter, der Rentmeister, trotz seiner Jahre, zum Tanzmeister, Kommaß und Kahle strichen die Violine wacker; der lange Görge blies die Pfeife, daß ihm der Athem ausging, und Gastwirths Hans trommelte dazu mehr, als gut war. Sophie mit des Rentmeisters Sohne tanzte vor, die Uebrigen paarten sich, wie es kam. Der Herr Pfarrer mit seiner Christel hatte Platz auf der Bank vor dem Wirthshause genommen; ihre beiden Kleinen, zwei Leuchter und zwei Weinflaschen standen neben ihnen. Der Rentmeister schrie und stampfte mit dem Fuße wie der wildeste Bauerbursche, so daß dem ehrsamen Pfarrherrn der Lärm denn doch ein wenig zu arg wurde. „Ich weiß nicht —" sprach er zu seiner Christel — „mir ist, als ob der hinkende Hiobsbote nachkommen müßte. Der Freudenrausch scheint mir fast zu groß bei unsrer Gesellschaft, und ist am Ende Gott und den Menschen nicht angenehm. Habt Acht, daß es uns nicht gehe, wie dem Hiob, obschon der Himmel nicht über unsern Kindern einfallen dürfte, wie bei denen Hiobs das Dach des Hauses."

„Und ich —" versetzte Christel zärtlich — „würde es auch nicht machen, wie Hiobs Eheweib, sondern dich in deiner Noth weder kränken, noch verlassen."

Dankbar umfing Herr Seilerius seine gute Frau und meinte lächelnd, wie er gerade nicht fürchte, vom Aussatze befallen zu werden.

Doch die Menschen sollen die Götter nicht versuchen. Noch schwenk-

ten ſich die Paare luſtig herum, als ein reitender Bote mit einem großen, verſiegelten Briefe an den Pfarrherrn zu Rüſſeina anlangte.

„Das kommt von der Regierung —“ ſprach, das Siegel erkennend, der Rentmeiſter, indem er ſich das erhitzte Antlitz fächelte. „Gewiß eine Ernennung zum Superintendenten oder eine dankbare Anerkennung deiner Verdienſte.“

„Oder ein Uriasbrief —“ verſetzte Seilerius ahnungsvoll. „Ich möchte lieber das Siegel heute unerbrochen laſſen, damit unſre Freude nicht geſtört werde. Aber, wie ich an den vielen Aufſchriften erſehe, iſt es ein Umlaufsſchreiben, das der Bote umgeſäumt weiter an meine Amtsbrüder zu befördern hat.“

„O —“ verſetzte dieſer — „Ehrwürden! wenn Ihr ſonſt nicht neugierig ſeid, den Inhalt heute noch zu erfahren, kann es damit anſtehen bis morgen früh. Mein Tagewerk iſt, vollbracht und ich gedenke hier zu bleiben, wo, wie mich bedünken will, die Freude ein Hüttlein ſich gebauet hat.“

„Willſt du deine und meine Weiber ſchonungslos vor Neugierde platzen ſehen, alter Freund?“ rief der Rentmeiſter. „Sieh ſie an, wie ſie über den Brief ſelbſt des Tanzes vergeſſen und dich mit begehrlichen Blicken umringen. Ja ſogar die männlichen Perſonen, den luſtigen Rentmeiſter nicht ausgenommen, der dir zu irgend einer Beförderung gleich gratuliren möchte, bezeigen einiges Verlangen, den Inhalt des kurfürſtlichen Schreibens zu wiſſen. Was hätteſt du zu fürchten, du Mann Gottes?“

„Mancherlei und viel!“ — verſetzte Seilerius. „Die Braut Chriſti —

unſere ehrwürdige Kirche — befindet ſich jetzt in ziemlicher Bedrängniß. Der Antichriſt ſchüttelt die gefeſſelten Glieder und droht, des frommen Luthers Werk zuſammenzuſtürzen. Seitdem unſer gnädigſter Herr Kurfürſt, den Gott ſegnen und erleuchten wolle, von heimlichen Calviniſten —" Seilerius ſprach dieſe Worte auch heimlich — „den eingefleiſchten Calviniſten Crell an der Spitze — ſich leiten läßt, büßt unſre Kirche ein Stück ihres Brautſtaates nach dem andern ein. Schon wird kein Geiſtlicher mehr auf die Concordienformel verpflichtet; — wie lange wird es währen — geht es mit unſern ſymboliſchen Büchern eben ſo?"

„Nun denn —" ſagte der Rentmeiſter — „wenn ich die Nähe eines Feindes ahne, ſo trete ich demſelben keck entgegen, anſtatt mich feig vor ihm zu verkriechen. Hat ſich Dr. Luther einſt nicht vor Kaiſer und Reich gefürchtet, wirſt du doch nicht vor einem geſchriebenen Worte ſchon zurückbeben?"

„O nein!" erwiederte der Pfarrherr. „Aber mir erſcheint dieſes Schreiben als Pandorens Büchſe, mit deren Oeffnen ein Haufen Unglücks über uns ausſtrömen dürfte. Ueberdies üben wir uns ein wenig in der ſchweren Kunſt der Selbſtüberwindung, wenn wir das Leſen des Schreibens bis morgen aufſparen."

„Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich —" ſprach der Rentmeiſter — „thue, wie du nicht laſſen kannſt."

Sonderbar genug war es, daß der verſiegelte Brief uneröffnet ſchon als Pandorens Büchſe wirkte, indem die ganze Geſellſchaft ihre frühere Laune nicht wieder gewinnen konnte. Die Unterhaltung blieb geſpannt, daher der Rentmeiſter mit Sohn und Töchtern gar bald ſeinen Wagen

bestieg und heimfuhr. In kurzem lag das Pfarrhaus wie ausgestorben da, dessen Bewohner ihre Betten aufgesucht hatten und sich, mit einiger Ausnahme, der nächtlichen Ruhe überließen. Diese Ausnahme aber war der Herr Pfarrer, welcher, nachdem er einige Stunden schlaflos zugebracht hatte, leise aufstand, sich ankleidete und in seine Studierstube schlich, wo das verhängnißvolle Schreiben auf dem Schreibepulte lag. Herr Seilerius setzte sich, nachdem er die Lampe angezündet hatte, nieder, hob erst den Blick wie bittend empor und löfete dann mit etwas zitternder Hand das Siegel. Und während er still die kurfürstliche Verordnung las, trat ein weißer Geist in die geöffnete Thüre, welcher niemand anderes als Frau Christel war, die sich nur schlafend gestellt hatte und ihrem Manne nachgeschlichen kam. Wie sie nun in dem, ihrem Manne gegenüber befindlichen, Spiegel das Antlitz ihres Ehegemahls kreideweiß und gar sehr entstellt ersah, schritt sie auf den Strümpfen vorwärts und schaute besorgt über des Pfarrherrn Achsel in das offene Schreiben. „Was ist dir, lieber Gotthold?“ fragte sie dabei besorgt.

„Der Teufel ist los! —“ versetzte Seilerius schmerzlich — „Er ist los im Sachsenlande, der Wiege der Reformation. Und damit er auf immer darin Posto fasse, soll er fürder nicht mehr bei den Täuflingen ausgetrieben werden. Kurz und gut: der Exorcismus ist abgeschafft, de facto, durch einen kurfürstlichen Machtspruch, erlassen auf Veranstaltung des Teufels-Canzlers Crell! Dem Befehle ist zugleich ein Aktenstück beigefügt, das ich, bei Verlust meiner Stelle unterschreiben soll.“

„Und was wirst du thun? —“ fragte Christel begierig.

„Was Gott will!“ sagte Seilerus feierlich und legte den Uriasbrief

bei Seite. Beide Eheleute ſuchten nun ihre Lager wieder auf, ohne daß Chriſtel gewagt hätte, weitere Fragen an ihren Mann zu richten, weil ſie ihn in dieſer Hinſicht kannte.

Am nächſten Morgen nach einer ſchlafloſen Nacht ging Seilerius in aller Frühe nach dem Wirthshauſe, dem Regierungsboten das kurfürſtliche Schreiben wieder einzuhändigen. Er fand den Mann bereits vor dem Hauſe mit ſeinem Pferde beſchäftigt, und von mehreren großen und kleinen Leuten umgeben.

„Kennt Ihr —“ redete der Pfarrherr den Boten an — „den Inhalt dieſes Papieres?“

„Ich denke, ja!“ verſetzte der Bote. „Der Teufel ſoll nichts mehr

gelten, und darum bei der Taufe gar nicht mehr genannt werden. Aber, wie mich bedünkt, mit großem Unrechte, Ehrwürden, seht einmal hier mein Pferd an. Steht es nicht da, als könnte es kein Wasser trüben? — hängt die Ohren und den Schwanz, blickt dumm und faul zur Erde? Und was geschieht in der nächsten Minute schon? Der Teufel fährt in den trägen Gaul, daß er toll wird, als besäßen ihn eine ganze Legion Teufel. Dürfte ich da nicht dieselben mit meinem Exorcismus austreiben — " er wies seine Peitsche vor — „so möchte der Henker ein Reiter sein. Wenn nun der Teufel in den Pferden mächtig ist, wie vielmehr bei Menschen, die sich seit Adams Apfelbiß in seine Gewalt begeben haben!"

„Und was sagten und thaten meine Herren Amtsbrüder, bei welchen Ihr bereits waret?" fragte Seilerius.

„Hm!" entgegnete der Bote — „sie schimpften auf den Befehl, sperrten sich auch wohl, unterschrieben aber zuletzt doch mehrentheils."

„Sie unterschrieben?" rief Seilerius mit gerechtem Erstaunen. „Sie gehorchten demnach dem Menschen mehr als Gott?"

„Sie unterschrieben!" bekräftigte der Bote. „Wie sie auch, wie schon gesagt, erst nicht wollten, so gab gewöhnlich die Frau Pfarrerin den Ausschlag, indem sie ihrem Eheherrn den Spruch zuraunte:

„Ach Herre, lieber Herre, unterschreibt, daß Ihr bei der Pfarre bleibt."

Hier sah sich Herr Seilerius um, ob vielleicht seine Christel den Spruch gehört habe, in welchem Falle dieselbe sich wohl gar zu einer Nachahmung ihrer Amtsgenossinnen versucht gefühlt hätte. Als sich seine Befürchtung als unbegründet erwiesen, sagte er zu dem Boten:

„Ich mache Gebrauch von der uns gestellten Ueberlegungsfrist und werde meine Erklärung später einreichen."

„Wie Ihr beliebet, Ehrwürden!" versetzte der Bote und trabte fort. Cilerius ging auch, sich Raths bei einem seiner Amtsgenossen in der Nachbarschaft zu erholen.

Der Pfarrer zu Maltitz, Herr Polycarp Schwendlerius, befand sich vor seinem Hühnerstalle und streute mit voller Hand Gerstenkörner unter zwei Hähne aus, welche aus purem Neid einander die dargereichte Gabe nicht schmecken ließen, sondern weidlich sich rupften. Zufriedenen Sinnes schaute Herr Schwendler dem Streite zu. „Zankt euch nur immerhin —" dachte er bei sich selbst — „ihr beide müsset zuletzt doch in meinen Bauch wandern und euch darin vertragen lernen."

In der That mochte Polycarps Bauch ſchon manchem Huhne zum Grabe geworden ſein, denn er war von anſehnlichem Umfange. Bald hätte deſſen Beſitzer über das Hahnengefecht ſeines Amtsbruders Seilerii Ankunft überſehen, wäre ihm nicht von jenem, ſtatt des Grußes, laut zugerufen worden: „Bruder Schwendlerius! haſt du unterſchrieben?“

„Ja!“ tönte es aus der vollen Unterkehle des Gefragten zurück — „denn es ſteht geſchrieben: Jedermann ſei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat.“

„Es ſteht aber auch geſchrieben: —“ ſprach Seiler — „Man muß Gott mehr gehorchen als dem Menſchen.“

„Wohl wahr! —“ verſetzte Schwendler — „doch muß man unter zwei Uebeln ſtets das kleinſte wählen. Der kurfürſtliche Befehl beruft ſich auf die heilige Schrift, daß darin bei Gelegenheit der Tauf-Einſetzung keine Rede vom Teufel-Austreiben ſei. Sollen wir ihn fürder nicht mehr aus den Täuflingen fortbeſchwören — nun wohl — ſo laß uns ihn durch Ruthe und Bakel, durch das Amt der Schlüſſel und ſonſtige Mittel austreiben.“

„Aber das Gewiſſen leidet Zwang — die innere Ueberzeugung —“ predigte Seiler — „Der Crell muß auch ohne Exorcismus getauft worden ſein, weil er den Teufel im Leibe hat!“

„Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne —“ ſagte Polycarp. „Zu Zeiten Johanns des Beſtändigen wurden Sachſens Pfarrherren nicht befragt: „Willſt du lutheriſch werden oder papiſtiſch bleiben? Es hieß aut, aut — entweder du bleibſt im Amte oder du gehſt. Und über dieſen Gewaltſchritt hat man ſich nicht beklagen hören. Ich will doch lieber den

Exorcismus fahren lassen als Frau und Kinder, wie einst ein Papst den Priestern bei Verlust ihrer Stellen befahl und solches auch wirklich durchsetzte.“

Diese Reden vermochten unsern Seilerius keineswegs zu überzeugen. Im Geiste sah er durch Einstellung des Exorcismus bereits das ganze Land mit Teufeln und deren Gesellen angefüllt, sah die Menschen in's geistige und leibliche Verderben gestürzt und eine zweite Sündfluth für unausbleiblich.

Traurig begab er sich auf den Heimweg, unterwegs nach einem festen Entschlusse ringend. Ach, es gab so Manches zu bedenken und zu erwägen, das ihm gar sehr am Herzen lag. Aurel, sein ältester Sohn, sollte mit ehestem die Universität beziehen. Woher die Mittel aber nehmen, wenn er sein Amt aufgeben mußte? Sophie, seine liebe und liebste Tochter, war mit des Rentmeisters Sohne versprochen. Die Heirath sollte erfolgen, sobald der junge Mann seinem Vater adjunctirt worden war. Mußte Seiler aber nicht besorgen, daß der Rentmeister aus Menschenfurcht die Verbindung hintertreiben dürfte, sobald er sich dem Gebote des Kurfürsten abfällig bezeigte? Und was sollte aus Christel und seinen übrigen Kindern, namentlich den beiden jüngsten werden, die der Eltern Hülfe noch so lange bedurften? Was wollte endlich er selbst, der abgedankte Pfarrherr, beginnen, welcher weder graben, noch betteln konnte und wollte? Seiler sah jetzt nicht auf die Vögel unter dem Himmel, die weder säen, noch ärndten, noch in die Scheuern sammeln und doch von dem himmlischen Vater ernähret werden. Er gedachte auch nicht der Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten und spinnen, gleich-

wohl ſchöner bekleidet ſind, als Salomo in ſeiner Pracht. Nur an den Dornen und Diſteln haftete ſein trüber Blick, die am Wege ſtanden und ihn an den Fluch des Herrn erinnerten, als das erſte Elternpaar dem Teufel mehr als Gott gehorcht hatte. Da lag wiederum das liebe Dörflein Rüſſeina vor ihm mit ſeinen rauchenden Hütten, ſeiner ſchönen Kirche

und netten Pfarrwohnung! Die Scheuer strotzte von dem überreichen Aerndtesegen; den Stall belebten kräftige Stiere und wohlgenährte Kühe, und welche Leckerbissen versprachen die schnatternden Gänse und Enten, die Hühner und Tauben, der Obst- und Gemüsegarten, die gefüllte Vorrathskammer und der wohlversorgte Keller! Und als er in den Kreis der Seinen trat, blickten ihn, den Niedergeschlagenen, zwölf theure Augen still fragend und flehend an, als sprächen sie: „Vergiß nicht unsrer!" Wohl verstand er diese stumme und doch so beredte Sprache, und all' seinen Muth zusammenraffend, hob er zu den Seinigen an: „Die ganze Nacht habe ich des Herrn Antlitz gesucht, doch ist mir weder im Traume, noch durch ein Gesicht der Herr erschienen, daß er meine Seele gewiß mache. Wie Saul in ähnlichem Falle bei der Hexe zu Endor sich Raths zu erholen ging, suchte ich bei meinem Amtsbruder Gewißheit zu erlangen über meinen zu fassenden Entschluß. Allein wiederum vergebens. Nun bleibt mir nur noch übrig die heilige Stätte, an welcher ich bisher frei und ungescheut des Herrn Wort und Willen verkündet habe. Dort werde ich vielleicht in hellerm Lichte erkennen, was mir noch dunkel ist. Auf, und folget mir in den Tempel, damit ihr wisset, was wir zu thun und zu lassen haben."

Herr Seiler ergriff Papier, Feder und Tinte, so wie das Evangelium als Unterlage beim Schreiben, und schritt voran nach der Kirche, wo er gemessenen Schrittes, wie er sonntäglich zu thun pflegte, die Kanzelstufen erstieg. Die Seinen, verstärkt durch den Knecht und die Magd nahmen Besitz von den zunächst gelegenen Kirchstühlen, und der Pfarrherr begann, nach einem kurzen laut gesprochenen Gebete, in üblicher Weise, wie folgt:

„Meine geliebten Zuhörer in dem Herrn! Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde. Da ich nun glaube, daß es nothwendig und christlich sei, den Teufel aus dem Herzen junger Täuflinge zu beschwören, so kann und darf ich mich dem kurfürstlichen Ansinnen durchaus nicht fügen, entstehe daraus auch, was da wolle. Wie Doctor Martin Luther einst vor Kaiser und Reich, spreche ich: „Hier stehe ich — ich kann nicht anders — Gott helfe mir weiter — Amen!"

Nach diesen Worten, welche nicht die leiseste Erwiederung bei den ergriffenen Zuhörern fanden, schrieb der Pfarrherr seinen Protest unter die kurfürstliche Aufforderung nieder, womit er gleichsam seiner ausgesprochenen Meinung das Siegel unterdrückte. Dann sprach er: „Sollte ich wirklich dieses Gotteshaus meiden müssen, wie mir gedroht wird: nun, so weiß ich, daß Gott nicht allein in Tempeln, von Menschenhänden erbauet, wohnt — daß es auch besser ist, ohne Pfarramt einzugehen in das ewige Leben, denn mit demselben geworfen zu werden in die Hölle. Des Herrn Wille geschehe!"

Still und ergeben verließen sie insgesammt das Gotteshaus.

Zur Abreise bereit, stand Aurel schon in den nächsten Tagen vor seinem predigenden Vater. Auf dem Rücken den Ranzen, welcher außer der nöthigen Wäsche eine Violine barg, in der einen Hand das Evangelienbuch, in der andern Hut und Stock, hörte er gesenkten Blicks die väterlichen Ermahnungen an. Die Mutter saß weinend auf dem Stuhle; Sophie beugte ihr Antlitz bewegt darnieder, indeß Johanna und Anton aufmerksam zuhörten.

„Mein lieber Sohn —" ſprach der Vater — „es iſt beſſer, du gehſt jetzt und in Frieden aus dieſem Hauſe, als daß du ein Zeuge unſrer Noth werdeſt. Fürchte Gott, thue recht, ſcheue Niemand — dieß ſei dein Wahlſpruch. Lerne fleißig und halte Haus mit deiner Sparſamkeit. Außer Gott, haſt du noch einen treuen Freund in der edeln Muſica, welche ſchon der ehrwürdige Martin Luther ſo hoch achtete. Deine Geige mag dich vor böſer Geſellſchaft bewahren, deine müßigen Stunden erheitern, in Noth wohl auch dir zum Erwerbsmittel werden. An Beharrlichkeit und Muth ſei ein Luther; an Gelehrſamkeit und Sanftmuth ein Melanchthon; an Hoffnung ein Chriſt. Für das Recht ſtreite, wo du kannſt, doch nur mit den Waffen des Geiſtes. Und nun gieb mir den Abſchiedskuß. Es ſegne der Herr deinen Ausgang aus dem elterlichen Hauſe, ſo

wie deinen Eingang in Leipzigs Hörsäle. Laß mich nur Gutes und Rühmliches von dir hören, auf daß mein Segen bei dir bleibe."

Sprachlos gab Aurel die Hand seinem Vater, als stille Zusage, daß er das ihm Gebotene erfüllen wolle. Dann zog er, begleitet von den Seinen, aus dem Dörflein, dessen Bewohner ihm alles Heil nachwünschten.

Seine Luftschlösser bauend, pilgerte Aurel dahin. Sein Vater aber bekam bald nachher Streit mit den Seinigen, welche ihm zuredeten, das Gewisse für's Ungewisse zu nehmen, die reiche Aerndte ausdreschen zu lassen und dann in's Geld zu setzen.

„Mit nichten!" versetzte der Pfarrer. „Wandelt wie die Kinder des Lichts — heißt es in der Bibel. Wollte ich Euerm Rathe folgen, würde ich mit Recht leiden, wenn man mich vertriebe. Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, thut ihr ihnen auch. Es würde uns auch nicht gefallen, fänden wir bei einem Umzuge in eine andere Pfarre nichts als die nackten vier Wände. Ich sage dir: ich gedenke nicht anders zu leben und zu handeln, als dürfte ich bis an mein Lebensende hier im Amte bleiben."

Letzteres geschah aber freilich nicht, obschon die gedrohte Entsetzung von dem Pfarramte sich um einige Monate verzögerte. Dann aber wurde dieselbe um so bitterer, als man sich bereits der stillen Hoffnung hingegeben hatte, daß die Drohung auch blos eine solche bleiben würde. Dazu kam noch der frühzeitig und sehr hart eingetretene Winter, welcher eben nicht günstig für einen Umzug ist.

Als der Landrichter mit einigen Land-Dragonern in die Pfarre einrückte, um den kurfürstlichen Befehl in Vollziehung zu setzen und die Ver-

treibung des widerſpenſtigen Pfarrers zu bewirken, erhob ſich in jener allerdings ein allgemeines Wehklagen. Nur der Pfarrer klagte nicht; aber ſehr bleich war er geworden. Unter lautem Weinen ging es an ein Zuſammenpacken der unentbehrlichſten Habſeligkeiten, wozu man der Familie nur eine Stunde Zeit verſtattete. Unter allem Lärme des Einpackens hörte man plötzlich viele Thierſtimmen unten im Hofe. „Was giebt's?" rief Seilerius aus dem Fenſter hinab. Da ſah er, wie ſein Knecht die Ochſen und Kühe ihrer Feſſeln entledigt hatte und ſolche ſo eben aus dem Pfarrhofe treiben wollte. „Was machſt du da, Leberecht?" fragte er wieder.

„Ehrwürden! —" ſchrie der ehrliche Burſche, hochroth vor Zorn — „ich bringe Euer Vieh zum Nachbar Kilian, der es redlich verſorgen wird. Dann aber gehe ich nach Dresden und ſchlage den Teufels-Canzler todt, der uns den Teufel nehmen will.

Es koſtete dem Pfarrer nicht wenig Mühe, dem Burſchen beiderlei Vorhaben auszureden und ihn dahin zu bringen, daß er die Thiere wieder in ihren Stall zurückverſetzte. Endlich war die Familie reiſefertig. Seilerius eröffnete den Trauerzug, welcher nicht durch das Dorf, ſondern, um alles Aufſehen zu vermeiden, durch die Hinterthüre über den Anger ging. Seilerius ſah weder rechts noch links, heftete den Blick zu Boden und ſchritt gelaſſen hinter dem Landrichter und einem Dragoner drein, welche des Zuges Spitze bildeten. Nicht alſo machte es ſeine Frau, welche vielmehr ihre bisherige Wohnung mit den Augen zu verſchlingen gedachte. Schon am Thore ſetzte Anton ſeine Hacke in den Schnee, um ſein hölzernes Pferd, das vergeſſen in einem Hofwinkel ſtand, in den Ochſenſtall zu tragen. Heinrich hingegen kettelte den Hofhund ab, welcher darauf

fröhlich voransſprang. Oben aus dem Fenſter ſchaute der treuen Magd weinendes Geſicht herab, welche viel lieber dem Knechte ſich angeſchloſſen hätte, der laut murrend den Schwanz des Zuges bildete, vor dem Hinterthore aber eilig ſeitwärts ſprang.

„O Je!“ — rief Anton, auf den Flüchtling deutend — „da läuft Leberecht davon, und alleweile noch wollte er den Landrichter todtſchlagen und den Teufels-Canzler obendrein.“

„Wir wollen nicht mit dem ehrlichen Burſchen hadern —“ ſagte der Pfarrer zu den Seinen. „Petrus hatte ſeinem Herrn und Meiſter gelobt, nöthigenfalls mit ihm ſterben zu wollen, und gleichwohl verleugnete er ihn ſchon in der nächſten Stunde darauf. Und doch iſt er noch der Fels geworden, auf den der Herr ſeine Gemeinde erbauet hatte.“

Die Abziehenden waren nicht weit gekommen, als ſich ihren Blicken ein Haufe Landleute zeigte, über deren Abſicht man nicht lange in Zweifel ſein durfte. Mit Knitteln, Dreſchflegeln, Heugabeln und andern ländlichen Waffen ausgerüſtet, gedachten ſie ſich der gewaltthätigen Vertreibung ihres geliebten Pfarrers zu widerſetzen. Den Anführer machte der dicke Gaſtwirth, der als Fleiſcher das Niederſchlagen aus dem Grunde verſtand. Der eigentliche Rädelsführer aber, welcher die Dörfler zum kräftigen Einſchreiten aufgeboten hatte, verſteckte ſich, wie aus innerer Scham, hinter den Uebrigen; denn er fühlte wohl, daß er gegen des Pfarrers Willen handelte. Derſelbe war Leberecht, welcher nur in der angedeuteten Abſicht linksum gemacht hatte.

„Ho! ho! höhnten die Bauern — „ihr Landratten! wir ſind auch noch da und möchten ein Wörtlein mit euch im Vertrauen ſprechen.

Laßt euch rathen und bemühet euch nicht unſers guten Herrn Pfarrers wegen. Er hat den Teufel bei unſern Kindern ausgetrieben — dafür wollen zum Danke ſeine Teufel — euch — wiederum austreiben. Wünſchen eure Köpfe keine nähere Bekanntſchaft mit unſern Dreſchflegeln zu machen, ſo ziehet in Frieden dahin, woher ihr gekommen ſeid."

Der Landrichter und ſeine Leute zogen ſich auf dieſe unverhoffte Begrüßung auf ein Häuflein zuſammen. Der Pfarrer hingegen trat in ziemlicher Entrüſtung den Anrückenden entgegen.

„Iſt das die Frucht meiner Lehren?" rief er mit erhobener Hand aus. „Habt ihr vergeſſen, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan ſein ſoll, die das Schwert nicht umſonſt trägt?"

„Oh!“ verſetzte der Fleiſcher — „wir fürchten uns keineswegs vor den Blechklingen der Landratten da. Wir wollen ſie bearbeiten, daß ſie das Wiederkommen vergeſſen ſollen. Ihr ſeht ſelbſt, Ehrwürden, daß ſie eine ſchlimme Ahnung haben, denn ſie laſſen weislich ihre Froſchgieken in der Scheide ſtecken.“

„Und wenn ihr auch wirklich dieſe ehrlichen Männer zu bezwingen vermöchtet, die nur vollziehen, was ihnen von dem Geſalbten geboten worden iſt, meinet ihr, auch dem Zorne Gottes widerſtehen zu können, der über euern Ungehorſam entbrennen wird? Fällt ohne des Herrn Willen ein Sperling vom Dache? Sind nicht die Haare auf meinem Haupte gezählt? Könnte der Herr mir nicht mehr denn zwölf Legionen Engel zu meinem Schutze ſenden, wenn er es für nöthig erachtete? Ich danke euch, Freunde, für eure Liebe; aber nun gehet auch in Frieden heim und betrübet nicht länger durch Widerſetzlichkeit euern ehemaligen Seelſorger und den heiligen Geiſt. Nachbar Mayer, verſuchet ferner Eure Kraft an Ochſen- und Kalbsſchädeln — Meiſter Dietel, pochet blos Euer Schuh- und Stiefelleder — Bauer Faſolt, dreſchet mit Fleiß die Garben aus, die Gottes Güte Euch reichlich beſcheeret, und Ihr — doch halt, was erblicken meine Augen? Leberecht! auch du hier unter den Rebellen? Ha, nun geht mir ein Licht auf, weshalb du uns vorhin verließeſt. Leberecht! Leberecht! wie ſchändeſt du doch deinen ſchönen Namen! Iſt das recht gelebt, wenn man ſich der, von Gott verordneten, Obrigkeit widerſetzt und Andere noch obendrein gegen dieſelbe aufwiegelt?“

Leberecht ſtand niedergedonnert wie ein armer Sünder vor dem eiſern-

den Pfarrherrn. Er wagte auch nicht seine Augen zu erheben, welche sich mit Thränen der Reue und Beschämung zu füllen begannen.

„O Vater," hob Heinrich mitleidig an — „schaut doch, wie der arme Leberecht greint!" Auch die übrigen nahmen sich des ausgescholtenen Knechtes an, dem jetzt der Pfarrer auf Bitten der Seinigen die Absolution ertheilte.

„Und nun lebt wohl, meine Kinder!" fuhr Seiler gerührt fort — „Lasset auch in Zukunft das Wort Gottes reichlich unter Euch wohnen, wenn auch ich dasselbe Euch nicht mehr auslegen darf. Seit dessen Thäter, und nicht Hörer allein. Der Herr segne und behüte euch!"

Jetzt schluchzten die Glieder des Rebellenhaufens, wobei absonderlich der dicke Fleischer ein mörderisches Gesicht zog, so daß die beiden kleinen Seiler darob fast gelacht hätten. Aber auch selbst der Landrichter nebst seinen Dragonern fühlten sich ergriffen. „Ehrwürden —" sagte der Erstere — „gehet, wohin es Euch beliebt. Ein solcher Mann Gottes, wie Ihr seid, wird auch ohne unsre Mitwirkung dem erlassenen Gebote nachkommen, das Euch vier Stunden von Rüsseina fortweiset. Es ist eine verfluchte Geschichte, die Teufelsgeschichte. Ich sehe just nicht ein, warum man den Kopf sich aufgesetzt hat, den Exorcismus abzuschaffen. Hilft das Teufel-Beschwören nichts: nun, so schadet es auch nichts. Und der Glaube thut oft Wunder."

„Ja wohl!" versetzte der Pfarrer, dem diese Rede Wasser auf seiner Mühle war. „Ein Anderes wäre es, wollte man den Teufel beschwören, in die Kinder ein-, statt auszufahren. Das Mittel, auf diese Weise den

Teufel los zu werden, ist ja weder schmerzlich für die Kleinen, noch kostspielig für deren Eltern."

Seilerius würde noch länger über dieses Thema fortgepredigt haben, hätten der Landrichter und dessen Leute Lust bezeigt, ihm zuzuhören. So bewog die Kälte und eigene Gemächlichkeit sie zum Umkehren. Von den Dörflern noch ein Stück begleitet, zog der Pfarrherr mit den Seinen dahin, nicht ohne innige Zufriedenheit an das eben bestandene Abenteuer gedenkend. Leberecht hatte sich den Reisenden wiederum angeschlossen, obschon ihm Seiler bedeutet hatte, wie er seiner Dienste weder ferner bedürfte, noch dieselben belohnen könnte.

„Gleichwie das Gold durch das Feuer bewähret wird —" hob Seiler im Weiterschreiten an — „also die Freundschaft durch die Trübsal. Was meinet ihr, meine Lieben, zu meinem alten Freunde, dem Rentmeister und zu seinem Sohne, welche beide uns nicht wieder zu nahe gekommen sind, seitdem wir in den Augen der Menschen erniedrigt worden sind? Und was sagst du, meine Tochter, zu deinem Bräutigam, der deiner gänzlich vergessen zu haben scheint? Längst schon habe ich mich im Stillen gewundert, daß dir noch kein Wörtlein über diese lieblose Vernachlässigung entfallen ist, daß vielmehr dein Auge freundlicher jetzt lacht, als zur Zeit, da du noch eine hoffnungsvolle Braut warst. Sprich ohne Scheu, liebes Kind, fühlst du keinen Gram darüber?"

„Nein, mein Vater!" entgegnete Sophie freundlich. „Soll ich es offen bekennen, so habe ich bei meiner Verlobung mit Rentmeisters Carln mehr Euern Wünschen als den meinigen gefolgt. Als Mann erscheint

mir Carl als zu wenig geſetzt, vielmehr eitel und ſelbſtgefällig, was mich oft ſchon beſorgt gemacht hat.“

„O meine Tochter!“ rief Seiler betroffen aus — „warum haſt du dich mir nicht offenbaret? Wie leicht hätteſt du aus falſch verſtandener Kindesliebe dein zeitliches Unglück begründen können! Ach, ſchon fange ich an, die Wege der Vorſehung bei meiner Abſetzung vom Amte zu erkennen und ſollte dieſe nur deinetwegen geſchehen ſein. Ja gewiß, denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen. Küſſe mich, meine liebe Tochter, die du, deinem Vater zu gefallen, dich aufopfern wollteſt. Nein, nie ſoll es mir in den Sinn kommen, einen Bräutigam dir aufzwingen zu wollen.“

Langſam ſetzte die kleine Caravane ihren Weg bis zum nächſten Dorfe fort, in welchem durch Leberechts thätige Vermittelung ein Leiterwagen jene aufnahm und nach Proſchwitz bei Meißen brachte, wo Seilerius in einer gerade leer ſtehenden Häuslernahrung ſich einmiethete. Später ließ er ſeine übrigen Sachen nachkommen und richtete ſich, durch geſammelten Sparpfennig auf einige Jahre vor drückender Noth geſichert, bald ſo ein, daß ihm nichts abging als — das Predigen auf der Kanzel, was ihm freilich zum Bedürfniß geworden war.

Die rauhen Wintermonate vergingen unter allerlei häuslichen Beſchäftigungen, zu welchen auch der Unterricht der beiden jüngeren Söhne gehörte, dem der Pfarrer mit aller Treue und Emſigkeit oblag. Aurels Briefe, die regelmäßig aller vier Wochen eintrafen, wurden mit großer Begier geleſen und Gegenſtand einer langausgeſponnenen Unterhaltung. Es war gegen des Frühlings Anfang, daß Seilerius eine Reiſe nach

Dresden unternehmen mußte. Schon am zweiten Tage trat er seinen Rückweg an, wohl wissend, daß er von den Seinen mit aller Ungeduld erwartet würde. Es traf sich aber, daß der Bauerwagen, welcher leer von Dresden nach Meißen fuhr und unsern Pfarrherrn als freien Passagier aufgeladen hatte, auf dem halben Wege ein Rad brach, dessen Wiederherstellung sich bis zum Abende verzögerte. Fast schon in der Nacht langte Seilerius in Meißen an, und mußte den noch übrigen Weg zu Fuße zurücklegen. Er that dieß gern, mit Freuden der Wiedervereinigung mit seiner Familie gedenkend. Endlich lag das Dörflein im sanften Sternenlichte vor ihm. Trotz der nicht geringen Dunkelheit erkannte er an den Umrissen des Daches seine bescheidene Wohnung, in welcher Alles stumm und finster war. Schon bedauerte er, daß er die Seinen im süßesten Schlummer zu wecken käme, als dieses Geschäft ein viel schrecklicherer Wecker übernahm.

Eine helle Feuergluth brach plötzlich aus demjenigen Theile der Hütte hervor, wo die Küche befindlich war. Der furchtbare Schreck bei diesem Anblicke machte Seilers Schritte wurzeln. Blei hing an seinen Ferſen und Centnergewichte lasteten auf seinen Schultern, indem er mit fliegender Eile vorwärts strebte. Es war, als trennte eine unübersteigliche Kluft ihn von den gefährdeten Seinen, die sorglos der dringendsten Gefahr preisgegeben waren. Noch keuchte Seilers Brust in ziemlicher Entfernung von seiner in hohen Flammen auflodernden Hütte, als die bekannte Stimme seines ihm treugebliebenen Knechtes Leberecht laut wurde. „Feuer! Feuer! rettet euch! Feuer!“ rief dieselbe mit dem Ausdrucke der furchtbarsten Angst. Ein mehrfaches, herzzerschneidendes Weibergekreisch dringt

hierauf aus der Hütte, zu welcher jetzt Seiler athemlos hinstürzt. Ihm entgegen springen Frau und Töchter, die Erstere fast völlig, die Letzteren kaum halb bekleidet. Mit schnellem Blicke überzählt er die Häupter seiner Lieben und: „Wo sind meine beiden Söhne?“ ruft er außer sich.

Darauf blickt Christel, wie zu sich kommend, mit irren Augen umher. „Anton! Heinrich! schreit sie gellend, „o Gott! sie sind elendiglich verbrannt! und ich bin ihre Mörderin! — Ich habe das Feuer verwahrloset, bin eine Mordbrennerin meiner eigenen Kinder!“ Darauf wollte sie in die Flammen laufen, so daß ihre beiden Töchter alle Mühe hatten, sie davon zurückzuhalten. Ihrem Vorhaben aber war bereits der Pfarrherr zuvorgekommen, indem er sich trotz der augenscheinlichsten Gefahr in die brennende Hütte stürzte. Bereits hatte die Flamme das Schlafgemach der Kinder ergriffen. Bei ihrem Scheine fand er das Bette seiner kleinen Söhne leer und von diesen keine Spur. Da rief er mit vergehender, vom Rauch erstickter Stimme schmerzlich aus: „Heinrich! Anton! meine armen Kinder! wo seid ihr, daß ich mit euch sterben kann?“

Und zwei Kinderstimmen antworten weinerlich: „Hier, lieber Vater, sind wir!“ Und unter dem hölzernen Bettgestelle hervor arbeiten sich zwei kleine Hemden-Mätze, die an dem glücklichen Vater emporklimmen, von diesem auf die Arme genommen und aus den Flammen getragen werden.

Seilers Leben war an hohen Freuden schon reich gewesen; aber keine derselben kam der Seligkeit gleich, mit welcher er jetzt die geretteten Kinder zur verzweifelten Mutter hintrug. Ja gewiß, es giebt ein reineres Glück, als aller Erdentand uns gewähren kann und erst in der Gefahr, ein theures Gut zu verlieren, erkennt man dessen ganzen Werth.

„O meine geliebte Chriſtel!“ rief Seiler voll des innigſten Entzückens aus — „wir haben unſere Kinder wieder: — was wollen wir mehr? Was ſind alle Schätze der Welt gegen dieſe hier!“ Er zeigte auf die Seinen, von denen Johanna nebſt dem Knechte noch zu retten ſuchten, was den Flammen entriſſen werden konnte. Chriſtel fühlte zwar auch die Freude, ihre Söhne gerettet zu ſehen, doch war dieſelbe ungleich getrübter,

als diejenige ihres Gatten. „Ach —“ klagte ſie ſich an — „ich allein bin Schuld an dem Unglücke! Ich gedachte deine Ankunft zu erwarten, blieb deshalb angezogen, hatte dir auch einen Topf voll Warmbier gekocht und ſolchen in die glühenden Kohlen geſtellt. Jedenfalls hat die Katze, während ich wider Willen eingeſchlafen war, naſchen wollen, ſich an den Kohlen den Pelz verbrannt und ſo die Feuersbrunſt veranlaßt.“

„Geſetzt auch, dem wäre alſo, wie du befürchteſt —“ verſetzte Seilerius — „ſo war Liebe der Grund deines Fehlers und wird darum gewiß auch von dem Gott der Liebe verziehen werden. Derſelbe aber hat uns durch das Feuer zeigen wollen, welche Schätze wir am höchſten auf Erden achten und für welche wir die meiſte Sorge tragen müſſen. Ein großes Glück iſt es noch, daß die Flammen nur unſere Hütte verzehrt und diejenigen unſrer Nachbarn verſchont haben. Du wollteſt —“ fuhr er lächelnd fort — „durch das bereitete Warmbier mir auch warm machen. Ich bin es jetzt mehr als zu ſehr, und ſomit iſt auch dieſe deine Abſicht erreicht. Wunderbar genug mußte ich unſer kleines Vermögen geſtern zu dem Kaufmann nach Dresden tragen und auf Zinſen ausleihen, ſo daß uns noch immer ein Haupt-Rückenhalt übrig bleibt. Das unſcheinbare Papier in meiner Rocktaſche, welches die Verſchreibung enthält, iſt mehr als noch einmal ſo viel werth, als die niedergebrannte Hütte —“

Er ſtockte plötzlich und ſprang gleich darauf zur Brandſtätte hin, dort unter ſcheinbarem Suchen nach rettbaren Gegenſtänden ſeine große Beſtürzung zu verbergen, denn — er hatte das werthvolle Papier — die Schuldverſchreibung des Dresdner Kaufmanns — in ſeiner Rocktaſche vermißt. Wahrſcheinlich war ihm daſſelbe bei der Rettung ſeiner kleinen Söhne

entfallen und in den Flammen verbrannt; denn alles Nachforſchen, das er, um die Aufmerkſamkeit der Seinen nicht zu erregen, nur verſtohlen anſtellen durfte, blieb erfolglos.

Das ganze Dorf war jetzt auf den Beinen, beſchäftigt alle Gefahr von den übrigen Hütten abzuhalten und die Feuersgluth vollends zu dämpfen. Seilerius mit den Seinen, zu welchen auch der Knecht und der dem Feuer entſprungene Hund gehörten, fanden gar bald freundliche Aufnahme bei einem Nachbar und thätige Unterſtützung bei den übrigen Dörflern. Sie bedurften der letztern auch mehr als je, indem ein Koffer mit etwas Wäſche, einige Bücher und ſonſtige Kleinigkeiten der ganze gerettete Ueberreſt ihrer Habe war. Während der Pfarrer zufriedenen Sinnes, ſelbſt bei dem doppelten Verluſte, blieb, machte Chriſtel ſich noch immer die heftigſten Vorwürfe, daß ſie wahrſcheinlich die unvorſätzliche Veranlaſſerin der Feuersbrunſt geweſen ſei. Sie zu zerſtreuen, erzählte Seiler ſeine Reiſe nach der Hauptſtadt und ſeinen dortigen Aufenthalt.

„Crell, unſer Widerſacher und Erzfeind —“ ſprach er — „hat mehr Feinde, als wir geglaubt hätten. Die Kurfürſtin ſelbſt, der ganze Adel, die halbe Geiſtlichkeit ſind gegen ihn erbittert und erboſet. Schützte nicht des Kurfürſten Macht und Wille den cryptocalviniſtiſchen Günſtling: würde es gar bald ſchlecht um ihn ſtehen. Als der Kaufmann, welcher unſer kleines Capital geliehen hat, von meiner Abſetzung hörte, rieth er mir, bei der Kurfürſtin um ein geneigtes Gehör nachzuſuchen. Nun, du kannſt es ja verſuchen, dachte ich, obſchon Gott der Mittel und Wege genug wiſſen wird, um dir wieder unter die Arme zu greifen. Aber der Menſch ſoll auch das Seine thun, wo er weiß und kann, denn dazu

hat er den Verſtand von dem Herrn empfangen. Ich ließ mich alſo wirklich im Schloſſe bei der Kurfürſtin anmelden, doch durften des Kurfürſten Leute nichts davon erfahren. Als mein Geſuch angenommen wurde und ich vor der gnädigſten Landesmutter erſcheinen ſollte in meinem ſchwarzen Kleide, das kein hochzeitliches mehr iſt, wollte mir allerdings bange unter der linken Rockklappe werden. Doch als ich an unſern Glaubenshelden Doctor Martin Luther dachte, der in Worms einen ungleich ſchwerern Gang zu gehen hatte als ich: da wurde ich wiederum gefaßt und vermochte beſcheidenlich der gnädigen Fürſtin Rede und Antwort zu ſtehen. Und ſie, die fromme Sophia, hörte meine Klagen als eine wahre Landesmutter an, ſprach von dem Teufelskanzler nicht zum gnädigſten und vertröſtete mich auf beſſere Zeiten. Zwar iſt noch nicht abzuſehen, wann und woher dieſe kommen ſollen, denn der Grell ſteht feſt in ſeines Herrn Gunſt und dieſer iſt erſt ein Mann in ſeinen dreißiger Jahren. Aber bei Gott iſt kein Ding unmöglich und die Hoffnung von ihm dem Menſchen zum Troſte gegeben worden."

Wenige Tage nach dem Brande wurde dem Pfarrer Seilerius eine große Freude zu Theil. Ein vollgepackter Rüſtwagen langte nebſt mehrern Landleuten, unter welchen ſich auch der neue Pfarrer befand, aus Rüſſeina in Proſchwitz an. Lebensmittel, Wäſche, Kleidungsſtücke, Hausgeräthe, ſelbſt baares Geld hatten die wackern Leute für ihren abgebrannten Seelſorger zuſammengetragen, welche Dinge ſie mit der Freude, wie ſie die Wohlthätigkeit zu begleiten pflegt, dem tiefgerührten Seilerius einzuhändigen kamen. Und der leiblichen Gabe fügte der neue Pfarrherr, ein junger, wohlgebildeter Mann, noch eine geiſtige hinzu.

„Ich komme —“ hob er an — „von Angeſicht einen Mann kennen zu lernen, deſſen meine Beichtkinder ohne Unterſchied nur hoher Achtung und dankbarer Liebe gedenken — der einen ſo guten Saamen unter dieſelben ausgeſtreuet hat, daß ich nur darauf fortzubauen brauche, um der ſegensreichen Früchte ohne Aufhören einzuärndten. Mein geliebter Vater, ich betrachte mich nur als Euern Amtsvertreter und bringe Euch als ſolcher das, was Euer Amt bis jetzt eingetragen hat.“

Hier wollte der junge Geiſtliche dem Seilerius eine nicht unbedeutende Geldſumme aufdringen, welche dieſer jedoch ſtandhaft ausſchlug. Was aber die Worte des jungen Mannes über eine gewöhnliche Schmeichelei erhob, war die ſichtbare Begeiſterung, mit welcher ſie geſprochen wurden, ſo wie die volle Thräne wahrhafter Rührung, welche dieſelben begleitete. Daher war die Rede auch ein wohlthuender Balſam für Seilerius, obſchon er die ihm darin beigelegten Verdienſte beſcheidenlich abzulehnen ſuchte. Die von dem jungen Geiſtlichen von Seilerius vorgefaßte gute Meinung fand ſpäter durch die Ausſage der Rüſſeinaer Landleute, welche die Gaben überbracht hatten, volle Beſtätigung.

Es geſchah aber, daß bei längerem Beiſammenſein der junge Geiſtliche nicht nur auf ſeinen würdigen Amtsbruder, ſondern auch auf deſſen ganze Familie, und unter dieſer wiederum abſonderlich auf Sophie große Stücke zu halten ſchien. Und ein aufmerkſamer Beobachter und geübter Menſchenkenner würde gar bald entdeckt haben, daß die Huldigungen des hübſch ausſehenden und noch hübſcher ſprechenden Pfarrers der einſtigen Braut nicht ganz unangenehm waren, obgleich ſie ſolches kaum durch einen verſtohlnen Blick zu erkennen gab. Es traf ſich auch, daß

der junge Mann immer öfterer den Weg von Rüſſeina nach Proſchwitz machte, und daß der ſelbſt im Punkte der Liebe ſonſt wenig erfahrene Seilerius den eigentlichen Grund davon abmerkte. Er würde auch gegen eine nähere Verbindung der beiden Leutchen gar nichts einzuwenden gehabt haben, wenn nur der leidige Exorcismus nicht einen großen Stein des Anſtoßes in den Weg geworfen hätte. Mehrmals ſchon hatte Seilerius verſucht, ſeinen lieben Amtsbruder in dieſem Stücke zu bekehren, doch ohne Erfolg. Letzterer ſchlug ſeinen Bekehrer mit deſſen eigenen Worten.

„Was nicht aus dem Glauben kommt, iſt Sünde —" hatte er ihm entgegnet. „Ich glaube nicht, daß Jeſus den Exorcismus eingeſetzt oder gewollt hat. Denn er ſpricht ja: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Reich Gottes." Und dieſe Kindlein, von welchen der Heiland dieſes ſpricht, waren Judenkinder, folglich nicht getauft und alſo auch nicht vom Teufel befreiet worden durch den Exorcismus. Warum halten wir denn Chriſti klares Gebot nicht: Ihr ſollt allerdings nicht ſchwören? Weil der Eid ein Ende alles Haders macht und wir der Obrigkeit unterthan ſein ſollen, die den Eid anbefiehlt. Wenn wir hierin nachgiebig uns bezeigen — warum nicht auch in Hinſicht des Exorcismus, der in der ganzen Bibel nicht geboten wird und nichts weiter iſt als eine Menſchenſatzung?

Wie es bei dergleichen Streitigkeiten zu gehen pflegt: weder der Eine, noch der Andere wollte die Segel ſtreichen, und ein Glück war es noch, daß die Streiter einander nicht Feind wurden, ſondern ſich vielmehr allmälig vertragen lernten. Sogleich nach der Feuersbrunſt

hatte Seilerius seinem Schuldner den gehabten Verlust der Schuldverschreibung gemeldet und um eine neue gebeten, leider aber eine so ausweichende Antwort darauf erhalten, daß er über die Gesinnungen des Kaufmanns keinen Augenblick im Zweifel sein konnte. Indeß wurde an dem Wiederaufbaue der niedergebranten Hütte eifrig gearbeitet, wobei auch Seilers Familie sich sehr thätig erwies. Gleich in den ersten Tagen, wo man mit Aufräumen der Brandstätte beschäftigt gewesen war, hatte Seilerius unter den Arbeitern ein Gesicht bemerkt, welches ihm bekannt vorgekommen, bald aber wieder verschwunden war. Jetzt stand der Inhaber dieses fraglichen Gesichtes, wie es schien, unentschlossen vor Seilers einstweiliger Wohnung, und als dieser die Seinen auf den unbekannten und wiederum bekannten Menschen aufmerksam machte, ertönte es wie im Chor aus jeglichem Munde: „Da steht der Gänsedieb!“

War es doch, als habe der Gänsedieb den gemeinsamen Ruf vernommen und als sei dadurch seine Unentschlossenheit beseitigt worden; denn er kam jetzt gerade auf Seilers Wohnung zugeschritten, in welche er auch wirklich mit etwas verlegenem Gruße eintrat.

„Ehrwürden —“ hob er an — „ich habe Euerm Rathe gefolgt, das Gänsestehlen aufgegeben und mich zur Ehrlichkeit gewendet. Auch finde ich in der That, daß verdientes Brod besser schmecke als gemauseltes. Doch nicht blos Euch zu danken komme ich hierher. Ich habe nämlich beim Aufräumen des Schuttes ein Papier gefunden, daß die Flammen wunderbar genug verschont hatten. Ich verstehe zwar nicht, die Schrift darauf zu lesen; allein einige Lesekundige, die ich deshalb befragte, sagten mir, daß

das Papier für Euch einen großen Werth haben müsse. Sie riethen mir auch, dasselbe nach Dresden an den Aussteller des Schuldbriefes zu tragen, der mir dafür gewiß eine erkleckliche Belohnung verabreichen würde; doch zog ich vor, das Papier seinem rechtmäßigen Herrn wieder zuzustellen. Hier ist es."

Er überreichte die Schuldverschreibung dem Pfarrer, welcher nur einen Blick hinein warf und dann den gebesserten Sünder selig in seine Arme schloß. „Hebe deine Augen auf gen Himmel, mein Sohn!" sprach er feierlich zu dem Gänsediebe. „Sieh, wie die Engel sich freuen über dich, mehr, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Ja, freuet euch Alle mit mir —" fuhr er zu den Seinen fort — „denn ich habe mein Schaaf, das verlorene, wieder gefunden. Sehet, ich hatte an diesen Mann zwei Zweigroschenstücke ausgeliehen, und jetzt empfange ich sie zurück mit mehr als tausendfältigem Wucher."

Und sie freueten sich und zwar nicht blos über das wiedergeschenkte Document, dessen Verlust sie jetzt erst erfuhren, sondern auch über die Besserung des Sünders, welcher deren Seligkeit in ihrem ganzen Umfange schmeckte, so daß er Freudenthränen vergoß gleich den Uebrigen, und nie wieder von der Tugendbahn zu weichen sich vornahm.

Wiederum rückte die Aerndtezeit heran, wobei dießmal freilich der Aerndteschmauß mit seinem Kuchen, seinem Weine, mit seinen Gästen, seinem Tänzchen und auch die Aerndtepredigt fehlte, um welche letztere der Pfarrer am meisten jammerte. Doch ging es nicht ganz ohne Freude dabei ab. Die ganze Familie war eben im Begriffe, auf ihr erwachtes

Feldſtück auszuziehen und dort Aerndte zu halten, als mit dem Poſtboten ein Brief mit 25 meißniſchen Gülden an den Pfarrer Seilerius anlangte, wobei zugleich die Verſicherung folgte, daß alle Vierteljahre eine gleiche Summe eintreffen würde. Von dem Rüſſeinaer Pfarrer kam die Sendung nicht, denn das Siegel deutete auf einen ungleich höheren Geber hin; auch behauptete der Bote, daß das Geld ſammt Brief aus Dresden anhergelange. Kopfſchüttelnd erfüllte Seilerius die angenehme Pflicht, dem Boten einen Empfangſchein über die erhaltene Summe auszuſtellen, denn ihn wollte dieſe überſchwengliche Güte des Schickſals faſt bange machen. Nicht ſo die Seinen, welche mit verdoppelter Freude an die Arbeit gingen und im Geheim für eine frugale Aerndtemahlzeit ſorgten.

Siehe da, freundlicher Leſer, ein freundliches Bild — das Bild einer in ſich glücklichen Familie! Ihr Speiſeſaal iſt die freie, weite Natur mit der azurblauen Decke; ihre Tafelmuſik der fröhliche Lerchengeſang; ihr Tiſch ein Garbenhaufen, überzogen mit dem weißen Tafeltuche; ihr Hauptgericht ein gekochter Schinken und nahrhaftes Brod; ihr Getränk eine Schleifkanne voll friſchen Waſſers und ein Krug mit Bier; ihre Unterhaltung ein Staarmatz, der, dreiſt genug, die Broſamlein aus Johanna's Händen zu nehmen kommt. Seilerius, der vormalige Pfarrherr, iſt zum ehrlichen Landmanne geworden, der das Amt des Brotſchneidens übernommen hat. Wie die Uebrigen ſchaut er auf den Vogel hin, der ſeinen Antheil an der Mahlzeit begehrt und auch erhält. Anton ſtemmt die Rechte auf eine Garbe, indeß ſein Brüderlein im Hintergrunde neben der Mutter ſitzt und den Brotſtudien eifrig obliegt. Sophie denkt vielleicht jetzt nicht blos an den Staarmatz, ſondern wohl gar an einen

andern ſchwärzlichen Zweifüßler, der doch nicht längſt erſt nach Rüſſeina zurückgewandert iſt. Leberecht, das treue Haus, hat dem Befehl ſeines Herrn Genüge geleiſtet und dem Bierkruge zugeſprochen, den ſeine Hand

noch umfaßt hält. Während dem kommt eine Geſtalt aus dem nahen Gebüſch in den Rücken des Pfarrers geſchlichen. Sie winkt von weitem ſchon den freudig erſchreckenden Aerndtern zu, ihn durch nichts zu verrathen, und dieſe, den Spas nicht zu verderben, bezwingen auch wirklich ihre Gefühle ſo lange, als der Fremdling Zeit braucht, um beide Hände über die Augen des nichts ahnenden Seilerius zu legen. Jetzt aber bricht ein allgemeiner Jubel los. „Wer iſt's?" rufen ſie einſtimmig.

„Der Herr College aus Rüſſeina iſt es nicht —" ſprach Seilerius beſtimmt. „Sollte ich aber rathen dürfen, wer mir an dem heutigen Freudentage fehlt, ſo wäre es mein Sohn Au —"

Die Nachſylbe wurde durch zwei ſchwellende Lippen verſchlungen, welche den Mund des überglücklichen Vaters berührten. Ja, wirklich, Aurel, der kräftig und ſchön aufgeſchoſſene Muſenſohn war es, der jetzt aus einer Umhalſung in die andere flog.

„Warum —" fragte der Vater — „biſt du uns ſchon ſeit Monatsfriſt deine Briefe ſchuldig geblieben?"

„Weil ich auf Reiſen begriffen war —" verſetzte Aurel fröhlich — „und zwar auf Reiſen, die mir nicht nur nichts gekoſtet, ſondern mich auch in den Stand geſetzt haben, Euch eine kleine Unterſtützung in Eurer Noth anbieten zu können." Er legte hier mit freudeleuchtenden Blicken ein ſchweres Päckchen mit Geld in ſeines Vaters Hand, dem ſomit der Segen von mehr als einer Seite zufloß.

„Erzähle, Aurel! hieß es nun allgemein. Die Mutter jedoch, umſichtiger, als Alle, legte dem geliebten Sohne erſt von den Ueberbleibſeln der Tafel vor, deren auch der Weitgewanderte zur Stärkung dringend bedurfte. Dann, nach eingenommenem Trunke, begann er wie folgt:

„Die Nachricht von Euerm Brandunglücke, mein Vater, rief den Entſchluß in mir hervor, fortan ohne Eure Unterſtützung meine Studien fortzuſetzen. In dieſer Abſicht benutzte ich unſere Ferienzeit, wo ich ohnehin mein Geld nutzlos in Leipzig verzehrt hätte, um eine Reiſe in die Rheingegenden zu unternehmen, die ich zu Fuße, mit meiner Geige in der Hand

und einer Reiſetaſche auf dem Rücken, antrat. Mein Inſtrument ſollte mir den nöthigen Lebensunterhalt, wohl gar noch einen Sparpfennig obendrein erwerben. Ich hatte luſtige und traurige Stücklein eingelernt, von denen ich manche mit meiner Stimme begleitete. Unter andern hatte ich Euer Schickſal, mein Vater, in Reime gebracht, die ich nach einer rührenden Melodie abſang, wo ich die Gelegenheit dazu für paſſend erachtete.

Und gewiß war es nicht mein Verdienſt, ſondern die einfache Wahrheit Eurer Geſchichte, daß dieſer Geſang ſtets den lebhafteſten Eindruck bei allen meinen Zuhörern hervorbrachte.

Eines Abends gelangte ich in ein Dorf, vor deſſen Wirthshauſe ich ſogleich meine Geige anſtimmte, indem Hunger und Durſt gleich groß waren, um mich eine gaſtfreundliche Aufnahme wünſchen zu laſſen. Mein Spiel und Geſang lockten Alt und Jung auf den Treppen-Austritt heraus, an deſſen Fuß ich meinen Fidelbogen fleißig ſtrich. Es lauſchte die junge Hausfrau meinem Geſange; ihr Säugling vergaß das Schreien, die Großmutter das Spinnen und der Wirth, die weingefüllte Schleifkanne mir entgegenbietend, daß ich kein Geld hatte. Der pausbackige Gottlieb ſtarrte freundlich zu ſeinem Ebenbilde, dem aufgehenden Vollmonde hinauf, indeß ſein, für die Muſik empfänglicherer, Bruder mit ſeiner Pfeife meinen Tönen eine übelklingende Zugabe machte. Ich aber ahnte nicht, daß ich noch ein paar Zuhörerinnen hatte, welche aus einer vornehmen Dame und deren blaſſen Tochter von etwa 14 Jahren beſtanden, die, von Aachens Heilquellen nach der Heimath zurückkehrend, in demſelben Gaſthofe abgeſtiegen waren, wo ſie das erſte Stockwerk bewohnten. Die Fremde ſchickte mir durch ihre Kammerfrau eine reiche Gabe und ließ ſich zugleich erkundigen, ob und wo ſich meine abgeſungene Geſchichte zugetragen habe. Meine Antwort erregte ihre Neugierde in ſo hohem Grade, daß ich vor ſie kommen und ihr unſer ganzes Schickſal nebſt unſerm Namen und allen kleinen Umſtänden beſchreiben mußte. Ihrem Verſprechen, mich bei meinem weiteren Studiren unterſtützen zu wollen, iſt ſie treulich nachgekommen, indem ich jüngſt 15 meißniſche Gülden mit der Zuſage

zugeſchickt bekam, alle Vierteljahre eine gleiche Summe hoffen zu dürfen, ſo lange ich mich derſelben nicht unwerth machen würde."

Hier erfolgte von Seiten des Pfarrers eine Verſtändigung, durch welche man mittels Gegenüberhalten der, die beiden Geſchenke begleitenden, Zuſchrift die Ueberzeugung gewann, daß deren Spender eine und dieſelbe Perſon, alſo die unbekannte Dame, ſein müſſe. Noch gedachte man derſelben in Ehren, als die Glocken der nächſt gelegenen Kirche vollſtimmig ihre Klänge durch die Lüfte herüberſchickten. Verwundert über dieſe außergewöhnliche Bewegung rieth man noch hin und her über die mögliche Urſache derſelben, als man von der einen Seite einen Wagen und von der anderen den Rüſſeinaer Pfarrer anlangen ſah, welche beide ein und daſſelbe Ziel zu verfolgen ſchienen. Daſſelbe war unſere Aerndtegeſellſchaft, welche nunmehr erſt den Noſſener Rentmeiſter nebſt ſeinem Sohne in dem Wagen erkannte, der ſich jetzt ſeines Inhaltes entlud.

„Der Kurfürſt iſt todt!" rief der Rentmeiſter ſchon von weitem — „Noch nicht ganz 31 Jahr alt! Man glaubt gar, an Gift!"

„Der Canzler Crell iſt gefangen geſetzt worden!" ſchrie der formalige Bräutigam.

„Mein theurer Amtsbruder, —" keuchte der junge Geiſtliche — „tretet Euer verlaſſenes Amt wieder an — der Exorcismus iſt wieder geſtattet worden."

„Vielgeprüfter Freund! —" ſchmeichelte der Rentmeiſter — „Superintendent kannſt du noch werden —

„Innigſtgeliebte Braut! —" deſſen Sohn, indem er die beſtürzte Sophie bei der Hand erfaßte.

Wapplern aber, dem Nachfolger Seilers, war mit einem Male die Sprache vergangen. Wie Lots Weib ſtand er verſteinert da und eine merkliche Bläſſe überzog ſein Antlitz. Nicht viel röther ſah die angebliche Braut aus, welche ihre Hand derjenigen Carls zu entziehen ſuchte. Aurel blickte etwas finſter auf die Ankömmlinge hin, indeß Chriſtel, Johanna, die beiden Kleinen und der Knecht ihre Freude über die unvermuthetete Botſchaft zu erkennen gaben.

Seilerius hingegen ſprach jetzt zu den Seinen: „Im Unglücke ſtandhaft, im Glücke demüthig ſollen wir ſein. Darum, Freund, —“ er wendete ſich zum Rentmeiſter — „vergebe ich deiner Schwäche, welche aus Menſchenfurcht den heimgeſuchten Freund bis heute verleugnete. Aber dein Sohn kann fürder nicht mehr der Bräutigam meiner Tochter Sophie ſein. Das Mädel mag den Haſenfuß nicht und ich pflichte ihr bei.“

Der Rentmeiſter machte ein langes Geſicht, der Haſenfuß ein noch viel längeres, Wappler aber ein recht freundliches und dasjenige Sophiens verlor den Ausdruck großer Seelenangſt.

„Mein ehrwürdiger Amtsbruder und Freund —“ hob Wappler an — „ich hätte Euch eine gar große Bitte vorzutragen, ſelbſt auf die Gefahr hin, den Schein des Eigennutzes auf mich zu laden. Allein längſt ſchon hat ſie mir auf den Lippen geſchwebt und nur Furcht, Euern Zorn zu erregen —Ungewißheit über eines gewiſſen Jemandes Geſinnungen gegen mich — haben ſie immer wieder zurückgedrängt. Ich liebe Eure Tochter Sophie in allen Ehren und bitte Euch, ſie mir — falls es nicht gegen ihre Neigung ſtreitet — zum ehelichen Gemahle zu geben. Zwar weiß ich nicht, ob mir zugleich ein anderes Pfarramt zugetheilt werden dürfte: allein ſchon

die Aussicht auf den einstigen Besitz Eurer Tochter würde mich ganz zufrieden stellen."

„Der Herr Ex-Pfarrer von Rüsseina —" sprach der Rentmeister unter einem verächtlichen Seitenblicke auf Wappler — „sucht in Zeiten sich den Rücken zu decken. Ich bin doch neugierig, welche höfliche Erwiderung ihm von Seiten meines aufrichtigen Freundes zu Theil werden wird."

Dieser — der Herr Seilerius — sprach jetzt zu der doppelt gefreieten Braut: „Was sagt meine Sophie zu dieser neuen Bewerbung? Rede aufrichtig, wie dir's um's Herze ist, denn es betrifft dein ganzes künftiges Erdenglück."

Sophie aber barg das erglühende Antlitz an dem Busen der Mutter, welche ihrem Gatten einen bejahendlächelnden Blick zuwarf.

„Wie steht's, theurer Amtsbruder, —" wendete sich Seilerius zu Wappler — „würdet Ihr in dem Falle, daß meine Tochter die Eure würde, zu meiner Fahne schwören und dem Exorcismus huldigen?"

Der Gefragte heftete den Blick trübe zu Boden. Nach einem minutenlangen Schweigen erhob er sein Auge auf seinen Amtsgenossen und schaute ihn klar und durchdringend an. „Diese Frage —" sagte er fest — „war nicht Euer Ernst. Wäre er's, so müßte ich Euch mit des Heilands Worten zurufen: Hebe dich weg, Satanas! du bist mir ärgerlich. Ihr selbst würdet mich verachten müssen, wollte ich um Sophiens Besitz meine innige Ueberzeugung aufgeben."

Liebenden Blickes sah Seilerius den standhaften Exorcismus-Feind an. Dann rief er väterlich: „Sophie!" Als nun die Tochter zögernden

Schrittes ihrem Vater nahete, nahm er ihre Hand und legte ſie in die freudig zitternde Wapplers. „Liebet euch! —" ſprach er gerührt — „Ihr ſeid einander werth. Aber Eins bedinge ich mir für die Zukunft aus. Meine Enkel taufe ich und zwar mit dem Exorcismus. Dieß könnt Ihr, Herr Schwiegerſohn in spe, eingehen, ohne Euer Gewiſſen zu verletzen."

Die Antwort blieb Wappler ſchuldig; denn er drückte eben den erſten Kuß keuſcher Liebe der, durch die Rede des Vaters doppelt erröthenden, Braut auf die friſchen Lippen. Seilerius wiederholte auch ſeine Frage nicht; denn er wußte ja, daß wer ſchweigt, ſeine Einwilligung zu erkennen giebt. Längſt ſchon war als die jubelnde Geſellſchaft den Heimweg antrat, der Rentmeiſter mit ſeinem Haſenfuße Carl abgefahren, ohne daß ihre Abweſenheit von irgend Jemanden bemerkt worden war.

Die Kurfürſtin Sophie hatte ihres Verſprechens nicht vergeſſen. Der ſtandhafte Seilerius ſollte die Superintendenten-Stelle in Meißen erhalten. Er aber bat, ihn wieder mit der Rüſſeinaer Pfarrſtelle zu beglücken, vorausgeſetzt, daß ſein theurer Amtsbruder und Schwiegerſohn in spe, Wappler, darunter nicht zu leiten hätte. Derſelbe wurde daher mit dem Pfarramte zu Maltitz entſchädigt, deſſen zeitheriger Beſitzer, Herr Polycarp Schwendlerius, indeß mit Tode abgegangen war. Wer aber mag den Jubel beſchreiben, als der geprüfte Seilerius in ſein Dörflein und in ſeine alte Amtswohnung wiederkehrte?

Schon von weitem erblickte die vergnügte Seiler-Familie einen Feſtzug Rüſſeinaer Landleute, welcher ſie feierlich einzuholen kam. Voran

der lange Görge in der großgeblumten Weſte — ein Geſchenk Seilers, aus ſeinem abgelegten Schlafrocke gefertigt — welcher noch nie ſo ſchön gepflſſen hatte als heute. Ihm ſtand getreulich bei mit betäubendem Trommelſchalle des Gaſtwirths Hans, der für Proviant geſorgt und eine große Stoppelrübe in ſeine Hoſentaſche geſteckt hatte; denn zuweilen pflegt es zu geſchehen, daß hohe Perſonen ſehr lange auf ſich warten laſſen, was jedoch bei unſerm Seilerius nicht der Fall war. Seht da den ehrlichen Mauerbrecher — den Gaſtwirth und Fleiſcher Mager, die bitterſte Satyre auf ſeinen Namen! Schreitet er nicht, wie Alexander der Große oder Napoleon, als Sieger mit zufriedener Miene und einem Blumenſtrauße

hinter den bezopften Muſikanten drein? Ihm an ſchließt ſich Alt und Jung, Grethi und Plethi, die Letztlinge des Gartens auf Stangen und in den Händen tragend. Hört ihr den Freudenruf der biedern Dörfler, deren derber Händedruck der blauen Flecke manchen auf den Händen der heimkehrenden Pfarrers-Familie zurückläßt. „Wir haben den Teufel wieder!“ ruft Hans bei der erſten Trommelpauſe fröhlich aus, in ſeiner Einfalt nicht etwa ſeinen Pfarrherrn, ſondern den Exorcismus meinend, der nun mit verdoppeltem Eifer an den Täuflingen ausgeübt wird. Seilers Herz aber gedachte vor Wonne zu zerſchmelzen, als er im faltenreichen Prieſtermantel die Stufen ſeiner Kanzel hinaufſtieg, die Sanduhr umdrehte und dann den gerührten Blick auf die dicht gedrängten Reihen ſeiner Zuhörer warf. Noch nie hatte er die hohe Würde ſo innig gefühlt, was es bedeute, der Seelenhirte ſo vieler Chriſten-Schäfchen zu ſein. Der Geiſt des Friedens ruhe auch ferner auf dir, du frommer und getreuer Knecht des Herrn!

Sieben Jahre waren vergangen in Freud' und Leid, in Luſt und Schmerz, wie das Erdenleben es mit ſich bringt. Aurel, der tüchtig herangebildete Rechtsgelehrte, hatte ſich in Leipzig niedergelaſſen, ſeine Schweſter Johanna den Rittergutspachter in Rüſſeina geheirathet, und Sophie ihrem Manne bereits zwei Kinder geſchenkt, die des Großvaters Augenweide waren. Eben waren dieſe mit ihren Eltern zum Kirchweihfeſte in Rüſſeina.

„Komm her zu mir, Gottlobchen, —“ ſprach Seilerius zu dem fünfjährigen Knaben, welcher mit einem Stücke Kuchen zur Wohnſtube hinauswollte — „ich will dir ſchöne Bilder zeigen und noch ſchönere Geſchichten erzählen.“

„Behaltet Eure Bilder und Geſchichten für Euch —“ verſetzte der Junge kurz — „ich fahre viel lieber mit Leberecht in den Buſch.“

„Du biſt ein trotziger, ungeſchliffener Bube, —“ zankte Seilerius — „der ſtets das Gegentheil thut von dem, was man von dir verlangt. Da lobe ich mir dein ſanftes Schweſterchen Cordelchen. Nicht wahr, Cordelchen, du haſt mich lieber wie dein wilder Bruder und magſt gern bei mir bleiben?“

Die Kleine, etwa dreijährig, hüpfte auf den Großvater zu, umſchlang mit ihren Armen deſſen Kniee, legte ihr Köpfchen in ſeinen Schooß und blickte ihm mit ihren blauen Augen zärtlich in's Geſicht.

„Ja, du biſt meine Taube, mein Goldtöchterchen und mein Herzblättchen —“ ſagte Seilerius, indem er die blonden Haarflechten ſeiner Enkelin ſtreichelte. „Du kannſt immer gehen, —“ fuhr er zu Gottlobchen fort, welcher nun nicht von der Stelle wich — „du ſollſt weder Spielzeug, noch Kuchen, noch Obſt, oder ſonſt etwas Hübſches von mir bekommen, weil du ſo häßlich gegen deinen Großvater biſt. Ich glaube gar, Herr Schwiegerſohn, —“ fuhr er zu Wapplern fort — „Er lächelt noch bei den Unarten Seines Sohnes? Ich ſage ihm, Er wird noch manche Noth mit der Range bekommen.“

„Ihr habt Recht, Herr Vater!“ — verſetzte Wappler — „obſchon ich weiß, daß Ihr nicht im Ernſte mit Euerm Enkel zürnet, ihn vielmehr

ſchon in der nächſten Stunde wieder hätſchelt und lobt. Er hat ein ſtarres Gemüth, das mit recht feſter Hand gezügelt ſein will, ſoll es nicht anders auf Abwege ausſchweifen. Aber mein Lächeln hat einen ganz beſondern Grund."

„Und der wäre?" forſchte Seilerius.

„Ihr entſinnt Euch doch, Herr Vater, — „entgegnete Wappler — „daß Ihr den Jungen da getauft habt und zwar, wie Ihr ausbedungen hattet, mit dem Exorcismus. Das Mädel hingegen habe ich getauft, weil Ihr damals gerade krank laget, und zwar ohne Exorcismus. Nun ſprecht Ihr ſelbſt, daß der Junge nichts tauge, ſeine Schweſter hingegen eine ſanfte Taube ſei. Demnach hat das Teufelaustreiben ſo viel wie nichts gefruchtet — "

Seilerius räuſperte ſich eben, um eine paſſende Antwort zu ertheilen, als ihn der Eintritt einer Bäuerin noch zu rechter Zeit aus aller Verlegenheit riß.

„Ehrwürden — " meldete ſie — „ein krankes Weibſen mit ihrer Tochter iſt vor meiner Hütte abgeſtiegen, die ich gern beherbergen wollte, wenn ich nur Platz und Zeit dazu hätte. Sie ſieht ganz greulich aus und liegt in meiner Stube auf der harten Ofenbank hingeſtreckt wie todt. Ich weiß meinem Leibe keinen Rath, was ich mit ihr anfangen ſoll."

„Die, ſo im Elende ſind, führe in's Haus —" ſprach Seilerius — „Auf, Chriſtel, geh' zur Fremden und ſieh nach, ob ſie den kleinen Weg zu unſrer Wohnung zurückzulegen im Stande iſt."

Die Pfarrerin, von ihrer Tochter Sophie begleitet, ging, und Seilerius sah in kurzem aus einem nahegelegenen Bauerhause eine städtisch gekleidete Frau von kränklichem Ansehen, unterstützt von einer blühenden Jungfrau, herausschreiten, die von seiner Gattin und Tochter nach dem Pfarrhause geleitet wurden.

Die Fremde war nicht blos am Leibe krank; ihr Hauptleiden schien ein geistiges zu sein und darum zeigte sich auch Seilerius als der rechte Arzt, welcher schon nach wenig Tagen die Kranke auf den Weg der Genesung brachte. Die liebevolle Pflege der Pfarrersfamilie war ganz geeignet, das verwundete Herz der Patientin zu heilen, und dasselbe vergalt die ihm erwiesene Wohlthat schon in kurzem durch ein vollständiges Vertrauen.

„Ihr sehet in mir —" erzählte sie — „eine Unglückliche, welche die Sorge um ihren Gatten noch aufzureiben droht. Sieben lange Jahre schon sitzt derselbe ohne Urtheil und Recht auf dem Königsteine gefangen und vergebens bin ich von Land zu Land, von Stadt zu Stadt gepilgert, um meinem guten, unschuldigen Manne gerechte Richter zu erwecken. Man hat mich in's Gefängniß gesteckt, weil ich gewagt hatte, Hülfe bei dem Kaiser und dem Reichskammergerichte zu suchen;

man hat meines Mannes Freunde durch Drohungen und Geldſtrafen einzuſchüchtern geſucht, ſeine Vertheidigung nicht angenommen, ihm ſeine Papiere, durch welche er ſich rechtfertigen konnte, vorenthalten und die gehäſſigſten Beſchuldigungen ohne alle Beweiſe gegen ihn vorgebracht. Ja, meine Freunde —" fuhr die Kranke fort — „ihr ſehet in mir die Gattin des vormaligen Canzlers Crell, welcher nun büßen ſoll, was er auf Befehl ſeines Fürſten hat anordnen müſſen."

Bei Nennung des eben ſo verhaßten als gefürchteten Namen „Crell" durchrieſelte ein Schauer nie gekannter Art unſers Pfarrers Gebein. Hätte der Blitz in ſeine Wohnung eingeſchlagen, er würde weniger erſchrocken ſein. Seither hatte man in Seilers Hauſe die Perſon Crells mit derjenigen des Teufels ſo ziemlich für Eins gehalten, und jetzt ſah er deſſen Gattin und Tochter in ſeiner Behauſung, auf ſeinen Betten, an ſeinem Tiſche! Der Uebergang war zu plötzlich, zu ſchroff, als daß Seilerius ſich ſogleich zu faſſen vermocht hätte. Zwar mußte er ſich ſagen, daß nach dem Ausſpruche der Bibel der Sohn nicht tragen ſoll die Schuld des Vaters; aber die ganze Familie des Crell roch ihm nach den verdammlichen Lehren Calvins, und faſt ſchien es ihm in dem erſten Augenblicke eine Sünde zu ſein, wenn er das ketzeriſche Paar in ſeiner echt lutheriſchen Wohnung ferner duldete. Es litt ihn in derſelben nicht mehr, daher er ſeine Zuflucht wieder zum Gotteshauſe nahm, wo er das Angeſicht des Herrn zu ſuchen ging. Gedankenvoll ſtieg er zur Kanzel hinauf. Und daſelbſt kam ihm abermals das Verſtändniß. Der barmherzige Samariter hatte nicht den verwundeten Juden gefragt, welches Glaubens er ſei, und der Herr Jeſus gleichwohl geboten, desgleichen zu thun. „Richtet nicht —" ſprach

Seilerius predigend — „ſo werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet. Ich aber ſage euch: Liebet eure Feinde; ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen und verfolgen — auf daß ihr Kinder ſeid eures Vaters im Himmel.“

Beruhigt kehrte er in ſeine Wohnung zurück, wo ihn ſeine Chriſtel mit einem ängſtlich fragenden Blicke empfing. „Wiſſet ihr nicht, weß' Geiſtes Kinder ihr ſeid?“ ſprach er zu ihr und die redliche Frau verſtand den Sinn der kurzen Worte, und ging, wieder zu thun, was Chriſtenpflicht war. Es geſchah aber, daß, je länger Frau Crell mit ihrem wohlgezogenen Töchterlein in der Pfarre hauſete, deren Beſitzer inne ward, wie ſeiner Gäſte Frömmigkeit mindeſtens eben ſo viel werth ſei als die ſeinige, und daß der Frau Canzlerin Trübſal ungleich größer ſein müſſe, als ſeine glücklich überſtandene. Hörte er nun vollends von derſelben erzählen, wie wahrheitsliebend, ehrlich, ſeinem Fürſten ergeben und freundlich gegen Jedermann der Canzler geweſen, ſo erſchien ihm dieſer ſchon in einem minder gehäſſigen Lichte. Als er aber gar vernahm, daß man ein ganzes Jahr hatte verſtreichen laſſen, ohne den Prozeß des gefangen geſetzten Canzlers zu beginnen — daß der Adel die Städte erſt hatte dringend angehen müſſen, um ſich ſeiner Anklage gegen den Canzler anzuſchließen — daß deſſen Kläger wiederholt um Verlängerung der Friſt nachgeſucht hätten, um die mangelnden Beweiſe der Anklagepunkte beiſchaffen zu können, was ihnen jedoch nicht gelungen wäre — wie Frau Crell behauptete, daß ihr Mann nie eigenmächtig, ſondern auf eigenhändig unterſchriebenen Befehl des verſtorbenen Kurfürſten gehandelt habe — daß der Adminiſtrator, Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, die beiden Amtsſchöſſer

von Belzig und Mühlberg voll Zorn entlassen habe, weil sie nach dem mit Crell angestellten Verhöre nichts auf ihn bringen gekonnt hätten — da wollte dem Pfarrer doch bedünken, daß man mit seinem Feinde nicht ganz nach Recht und Billigkeit gehandelt habe. Ja, er schrieb den ganzen Handel seinem Sohne Aurel nach Leipzig und fragte bei ihn an, ob er denn gar nichts in dieser Sache zu Gunsten des Beklagten thun könnte?

Schon nach einigen Tagen — Frau Crell sonnte sich gerade an der Seite ihres schönen Töchterleins vor der Hausthüre der Pfarre — trat Herr Aurel Seilerius in den Hof der letzteren ein. Seine fröhlich ihm entgegenkommenden Aeltern empfing er nach den ersten Grüßen mit den Worten, wobei er auf die fremde Dame hindeutete: „Wie seid ihr doch so glücklich gewesen, unsere gemeinsame, hohe Wohlthäterin bei euch zu sehen?" Und mit gezogenem Hute vor die Canzlerin hintretend, sprach er ehrerbietig: „Edle Frau, werdet Ihr wohl noch in mir den armen Studenten erkennen, den Eure Huld vor 7 Jahren so reich beglückte? Doch diese Jungfrau hier — unmöglich kann sie Euer bleiches Töchterlein sein, obschon sie einige Aehnlichkeit von Euch hat."

Frau Crell entgegnete hierauf mit Verwunderung: „Wie? diese wackern Leute hier wären Eure Aeltern? Welch' wunderbares Zusammentreffen! Doch wisset, nicht ich — mein unglücklicher Gatte hat Euch und Eure Aeltern unterstützt in der Noth. Mit seinem Vermögen suchte er einigermaßen gut zu machen, wo er auf des Kurfürsten Befehl wehe thun mußte. Darum hat er auch keine Reichthümer gesammelt.

Aurel ließ sich später von der Canzlerin erzählen, was zur Betreibung des Prozesses ihres Mannes erforderlich war und gelobte, sein Möglichstes in dessen Vertheidigung thun zu wollen. Wenn er aber etwas Unrecht in Rüsseina blieb als nöthig war, so möchte dieses auf Rechnung der schönen Canzlerstochter zu setzen gewesen sein, die nur zu sehr das Herz des jungen Rechtsgelehrten gerührt hatte. Allein dessen Bemühungen, die Freisprechung des Canzlers zu bewirken, scheiterten an der Erbitterung der hohen und mächtigen Feinde Crells, welche nach drei Jahren das Todesurtheil über den unglücklichen Mann, und zwar von dem Kammergerichte zu Prag sprechen ließen.

Der Leser erblickt hier den würdigen Pfarrer Seilerius auf seinen Knieen liegen, wie er in einem Gasthofe Dresdens Gott um die Gewährung einer brünstigen Bitte anfleht. Er hatte einen sauern und schweren Gang vor, welcher, wenn er nach seinem Wunsche gelang, ihn auch überaus glücklich machen konnte. Er beabsichtigte nämlich, bei der Kurfürstin Sophie um die Begnadigung Crells nachzusuchen. „Sie ist —" dachte er aufstehend — „ja auch mit dem Exorcismus getauft, als gütige Landesmutter und Mutter ihrer Kinder bekannt. Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt — diesen schö-

nen Wahlſpruch hat ſie auf die Ducaten prägen laſſen und gewiß: faſt eben ſo große Freude wird es ihr gewähren, einen Menſchen durch ein Wort der Gnade vom unverdienten Tode zu erretten."

Voll dieſes tröſtlichen Gedankens ſchritt er über den Neumarkt dem kurfürſtlichen Schloſſe zu. Hier erblickte er mit Schaudern die weißen Balken des Blutgerüſtes, welches für den verurtheilten Crell bereits errichtet worden war. Beim Näherkommen gewahrte er jedoch, wie man daſſelbe wieder niederzureißen ſich bemühte. Da durchfuhr eine freudige Ahnung ſeine bange Bruſt und mit Haſt fragte er die Arbeiter: „Nicht ſo? Crell iſt begnadigt worden?"

„Bewahre?" hieß die Antwort — „die Kurfürſtin ſelbſt will die Hinrichtung dort von der Freitreppe mit anſehen und hat deswegen geboten, das Schaffot näher an dieſelbe heranzurücken."

Dieſe Rede vernichtete urplötzlich alle aufgekeimten Hoffnungen in Seilers Bruſt und mit immer kleineren Schritten nahete er dem Schloſſe. Wohl ſprach er für ſeinen einſtigen Todfeind mit aller Fülle chriſtlicher Beredtſamkeit zu der Fürſtin — wohl berief er ſich auf das Beiſpiel des göttlichen Erlöſers, der am Kreuz noch für ſeine Mörder bat — allein Crells rückſichtsloſes Benehmen mußte denn doch Sophiens Gemüth zu ſehr erbittert haben, und bekanntlich iſt das Andenken erlittener Kränkungen in den weiblichen Herzen nachhaltiger als in dem männlichen — Seilerius mußte unverrichteter Sache wieder fortgehen. Er aber hoffte noch immer, daß der von ihm ausgeſtreute Saame chriſtlicher Milde über Nacht noch in der landesmütterlichen Bruſt aufgehen und gute Früchte tragen würde. Seine Eitelkeit als tüchtiger Kanzelredner, welcher ja die

oft so starren Bauernherzen wie Wasserbäche zu lenken verstand, schmeichelte ihm dieß wenigstens also vor. Und darum blieb er in Dresden und wartete die Hinrichtung ab, die nach seinem Glauben ohne die Hauptsache — den tödtlichen Streich — ablaufen mußte.

Am 9. October 1601 trug man den, drei Tage vorher vom Königsteine gebrachten Crell vor das nothpeinliche Halsgericht, nachdem er vorher das heilige Abendmahl genossen hatte. Vor der Gerichtsbank, welche 12 Rathspersonen einnahmen, begehrte der Unglückliche mit seiner Vertheidigung gehört zu sein; allein man ließ ihn nicht zu Worte kommen, weil man „mit ihm nicht disputiren wollte." Er berief sich auf seine Unschuld, verlangte seine Ankläger und die Zeugen gegen sich zu sehen, und beschwerte sich über das rechtswidrige Verfahren gegen ihn. Der Stadtrichter fiel ihm jedoch in die Rede und sagte, daß sein Gesuch nicht Statt finden könne, indem man ausdrücklichen Befehl habe, ihn nicht anzuhören. Noch immer bat Crell mit kläglicher Stimme um's Recht; die Schöppen aber standen von ihren Sitzen auf, warfen die Bänke um und das Volk trat mit Geräusch zurück. Da verließ Crell die Geistesgegenwart; er senkte das Haupt auf die Seite und hob die Hände gen Himmel. Nach einer kurzen Pause ermannte er sich und sagte: „Nun wohlan, es mag in Gottes Namen der Kurfürstin Wille geschehen. Gott mag es erbarmen; ich komme unschuldigerweise dazu; ich gestehe nicht die geringste That, die im Urtheile abgelesen worden. Ich muß zwar bekennen, daß ich vor Gott ein armer Sünder bin; aber daß ich solche Missethaten begangen habe, das gestehe ich nicht und kann davon nimmermehr mit Recht überführt werden. Meine Ankläger müssen es noch am jüngsten Tage verantworten."

Um 11 Uhr Vormittags war das nothpeinliche Halsgericht beendigt. Drei Scharfrichterknechte trugen den Crell auf einem Stuhle vom Rathhause hinüber nach dem Richtplatze auf dem Judenhofe. Während dieser Zeit betete Crell mit lauter Stimme, begleitet von einer zahllosen Volksmenge, die jetzt sein trauriges Schicksal beweinte. Die verwittwete Kurfürstin fand sich mit einigen Hofdamen auf dem Altane des Stallgebäudes — der heutigen Bildergalerie — ein, um der Hinrichtung beizuwohnen. Beim Anblicke des Blutgerüstes fiel Crell in Ohnmacht, aus der man ihn durch Reiben und spirituöse Mittel erweckte. Darauf setzte man ihn auf einen Leibstuhl, den man in Ermangelung eines Stuhles mit einer niedrigen Lehne in der Eile herbeigeschafft hatte. Nun bat Crell Alle um Verzeihung, die er im Leben beleidigt habe, betete für den Kaiser und den Kurfürsten und endete mit den Worten: „Herr Gott, der du mich erschaffen! Herr Gott Sohn, der du mich erlöset! Herr Gott heiliger Geist, der du mich geheiligt — heute übergebe ich dir wiederum das Pfand, welches du mir bisher geliehen hast.“ Während dieser Worte entblößte ihm der Nachrichter den halben Oberleib und fragte ihn sodann, ob er sich zum Tode bereitet hätte? Crell antwortete mit einem vernehmlichen Ja! worauf ihm die Augen verbunden, die Hände gefesselt und die Arme mit einem Schnallenriemen hinterwärts gezogen wurden. In dieser Stellung ließ man ihn eine kleine Weile sitzen, unter welcher der Sterbende den Schwertstreich vermuthen mochte, denn er streckte den Kopf mit angestrengten Kräften in die Höhe, so daß der daneben stehende Knecht denselben etwas niederbeugen mußte. Indem der Scharfrichter Polz sein Amt verrichten wollte und das Schwert zückte, bemerkte er, daß die Seiten-

wand des Schaffots zu hoch sei; daher er geräuschvoll einige Breter losschlug, bevor er dem armen Sünder den Streich versetzte, welcher das Haupt vom Rumpfe trennte. Dasselbe nahm der Scharfrichter in die Hand, zeigte es dem Volke und sagte scherzend: „Crell, wie gefiel dir der enthauptische Streich? O, in diesem Kopfe stecken viele verwirrte Sachen! Es sind ihrer noch mehrere unter diesem Haufen. Ich denke, sie sollen theils auch noch in meine Hände gerathen."

Der Leichnam blieb einige Stunden lang auf dem Blutgerüste liegen, wurde dann durch zwei Knechte hinabgeschleift, nebst dem Kopfe in einen Sarg gelegt und im Beisein des Richters und einiger Rathspersonen durch zwei Todtengräber auf den Frauenkirchhof getragen. Einstweilen setzte man den Sarg in einen Schwibbogen, verdeckte ihn mit Bretern und bewachte ihn die Nacht hindurch. Am folgenden Tage, Mittags 12 Uhr, wurde die Leiche, unter Vortritt der Geistlichkeit und Schule, mit Gesang in die Frauenkirche gebracht und daselbst vor die Kanzel gesetzt. Nicolaus Blume, Pfarrer aus Dohna, welcher Crells Beichtvater auf der Festung gewesen war, hielt die Leichenpredigt über Sirach 5. „Verzeuch dich nicht zum Herrn zu bekehren." Sie ist, 9 Bogen stark, gedruckt, und wegen ihrer Unduldsamkeit merkwürdig. Nach der Predigt begrub man die Leiche in der Gegend, wo das Koselsche Palais steht, in einer Gruft, die der Familie Wiederanders gehörte. Im Jahre 1715 wurde die Morgenseite des Frauenkirchhofes abgetragen. Man entdeckte Crells Grabstätte; die Anverwandten ließen den Sarg öffnen, fanden aber blos die Asche und den goldnen Fingerring des Canzlers.

Mehr todt als lebendig war Seilerius aus Dresden entflohen.

„So ſtirbt kein Uebelthäter!“ tönte es unaufhörlich in ſeinem Innern. Daheim umarmte er ſchweigend die trauernde Wittwe des Gemordeten und deſſen Tochter, die nach überſtandener Trauerzeit Aurels Gattin wurde. Am Abende deſſelben Tages ſprach Seilerius zu ſeiner Chriſtel im Vertrauen: „Weib, ſie Alle, die den Crell zum Tode verdammten, waren mit dem Exorcismus getauft worden. Fortan taufe ich ohne denſelben; denn nunmehr glaube ich, daß der Teufel nicht ſofort den Kleinen angeboren werde, ſondern erſt ſpäter in den Menſchen fahre und nur durch Beten und Faſten wieder ausgetrieben werden könne.“

Und Seilerius hielt Wort. Dieß bewies er an dem Erſtgebornen Aurels, welchen er ohne Exorcismus taufte und nach deſſen gemordeten Großvater: „Nicolaus“ benannte.

Die Zeit heilte auch der Canzlerin lang blutende Wunden um ihren Gatten zu und ließ ihr noch manche heitere Stunde in der Mitte ihrer Kinder und Enkel erblühen. Seiler aber erlebte in der That, was die Kurfürſtin Sophie auf die Ducaten hatte prägen laſſen: Freude an ſeinen Kindern — von der Sophie Wappler an bis zu deren wackern Brüdern Heinrich und Anton herab.

Druck von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.